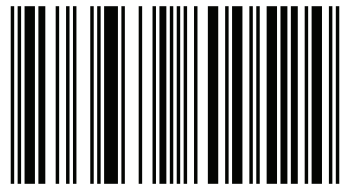


Der Schultag

So pathetisch mag diese Geschichte klingen, so gilt sie doch als Paradigma eines westafrikanischen Schicksals. Sie ist eine Einführung in die „afrikanische Romantik“, die auch das Gepräge des Mittelalters trägt. Ein Konglomerat physisch-psychischer Gewalt findet hier einen Nährboden. Folgerichtig hat das Dilemma einer geeigneten Erziehungsstrategie einen Stellenwert im Werk und erzwingt den Leser als Erzieher zur Reflexion. „Als gewöhnliche Opfer der Gewalt in der Schule waren die meisten Schüler, bis auf ein paar Optimisten, enttäuscht. Die Mutter hatte sich nicht rächen können, schlimm genug; das dachten viele Schüler. Aber für einige war die Sache noch nicht beigelegt. Sie glaubten, der Lehrer könnte in wenigen Wochen schon des Hexentodes sterben... Es waren Tage, Wochen und Jahre vergangen, ohne dass man vom Tode des Lehrers hörte.“



Vincent ATABAVIKPO ist zurzeit Universitätsprofessor für Oralliteratur und deutschsprachige Literatur am „Département d' Etudes Germaniques“ der Universität Abomey-Calavi, Benin. 1965 geboren, wuchs er in einer katholischen bäuerlichen Familie in dem Dorf Azinonkanmey auf. Sein angestrebtes Germanistikstudium endete mit der Promotion in der BRD.



978-3-639-80052-4

*Goldene
Rakete*

 **Der Schultag**

Bildungsroman

Vincent Atabavikpo

Der Schultag

Vincent Atabavikpo

Der Schultag

Bildungsroman

Goldene Rakete Verlag für Belletristik

Impressum / Imprint

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle in diesem Buch genannten Marken und Produktnamen unterliegen warenzeichen-, marken- oder patentrechtlichem Schutz bzw. sind Warenzeichen oder eingetragene Warenzeichen der jeweiligen Inhaber. Die Wiedergabe von Marken, Produktnamen, Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen u.s.w. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutzgesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek: The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

Any brand names and product names mentioned in this book are subject to trademark, brand or patent protection and are trademarks or registered trademarks of their respective holders. The use of brand names, product names, common names, trade names, product descriptions etc. even without a particular marking in this work is in no way to be construed to mean that such names may be regarded as unrestricted in respect of trademark and brand protection legislation and could thus be used by anyone.

Coverbild / Cover image: www.ingimage.com

Verlag / Publisher:

Goldene Rakete Verlag für Belletristik

ist ein Imprint der / is a trademark of

OmniScriptum Publishing Group

Contact: ICS Morebooks! Marketing SRL, 4, Industrialia street, 3100 Balti, Republic of Moldova

Email: info@omniscryptum.com

Herstellung: siehe letzte Seite /

Printed at: see last page

ISBN: 978-3-639-80052-4

Copyright © Vincent Atabavikpo

Copyright © 2017 OmniScriptum Publishing Group

Alle Rechte vorbehalten. / All rights reserved. Balti2017

Nur der ist ein geborener Lehrer, welcher die
Begeisterung seiner Schüler erwecken kann.

Ernst Julius Hähnel, Literarische Reliquien

Schrecklich immer, auch in gerechter Sache,
ist Gewalt.

Friedrich Schiller, Wilhelm

Meinen Kindern

Ich weiß nicht mehr genau, auf welches Jahr mein erster Schultag zurückgeht. Ich kann mich nur daran erinnern, dass es um eine Jahreszeit war, in der die Feldarbeit der zweiten kleineren Regenzeit beginnt. Schätzungsweise könnte es sich um den Monat September handeln. Damals war ich in einem Alter, in dem man sich als Kind auch der Tätigkeit der Eltern widmen musste. Da meine Eltern Bauern sind, war die Feldarbeit auch meine Sache. Denn „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“. Bei dieser Arbeit war ich sehr fleißig, so fleißig, dass nahezu unser ganzer Weiler in mir einen richtigen Bauern sah, und nicht mit der Überraschung meines Vaters rechnete, der jenes Jahr entschied, mich in die Dorfschule zu schicken. Diese gehörte der katholischen Kirche des Dorfes. Aber jahrelang war die Schule geschlossen, weil die Gemeinde Dekanmey, zu der unser Dorf zählt, es so entschied, aus Neid, laut der

Erzählung meines Vaters. Er war der Leiter der Dorfkirche. Der Priester Velo leitete ab und zu den Gottesdienst. Alles, was der Kirche an Wertsachen gehörte, wurde in der Wohnung meines Vaters aufbewahrt. Ich bewunderte die Soutane des Priesters und hoffte, solch eine eines Tages auch zu tragen. Für mich war die Schule der einzige Weg, dieses Ziel zu erreichen.

Eines Tages bekam mein Vater Besuch von einem Mann, vielleicht aus Ouidah, der nächsten Großstadt, etwa 30 km von meinem Dorf entfernt. Der Mann behauptete, er sei der neu entsandte Lehrer zur Wiederaufnahme der Schule. Nach einem Zusammentreffen der Gemeinde der katholischen Kirche ging die Nachricht durch die ganze Ortschaft: „Das Dorf hat einen Religionslehrer, der auch für die Schule zuständig ist. Er wird aber aus den Schulgebühren, die die Eltern

jedes Jahr bezahlen sollten, sein Gehalt beziehen“.

Viele Eltern schickten am ersten Schultag ihre Kinder in die katholische Schule, nachdem die alte Einrichtung renoviert war. Voller Begeisterung ging auch ich in Begleitung eines Onkels in die Schule. Jeder Schüler wurde eingeschrieben. Ich fühlte mich auf dem richtigen Weg. Dann kam die erste Unterrichtsstunde. Der Lehrer stellte sich uns vor. Ich weiß heute nicht mehr, wie er hieß. Eines steht aber fest: wir hatten ihm damals den Namen Ohweŋme gegeben. Ich weiß nicht mehr, wer von uns Schülern auf die Idee gekommen war, ihm den Spottnamen zu geben. Ohweŋme setzt sich aus Ohwe = die Sonne und ŋme = Gesicht und hier in die Richtung von, zusammen und besagt soviel wie: derjenige, der sich nach der Sonne richtet, um die Uhrzeit zu bestimmen. Also hatte der Lehrer keine Uhr und konnte sich nur mit

der Sonnenstellung begnügen, um den Anfang und das Ende des Unterrichts anzumelden. Überall in der Ortschaft hat sich der Name verbreitet. Wir fingen mit dem Unterricht an und die Schüler waren alle begeistert, denn am Anfang bedeutete die Schule für viele das Ende der Feldarbeit.

Eine Woche war vorbei. In der zweiten Woche verging den meisten langsam der Spaß an der Schule. Schon in der ersten Schulwoche hatten wir mit dem Lehrer ein sehr bekanntes Lied gelernt:

Frère Jacques (bis)

Dormez – vous? (bis)

Sonnez les matines! (bis)

Ding daing dong!(bis)

Überall in der Ortschaft war dieses Lied zu hören. Das nächste war das Alphabet – Alphabet français-. Das musste auswendig gelernt werden und wer sich irrte, bekam

Schläge mit einem Stock in die Hände, auf den Kopf, die Fingerspitzen oder einen beliebigen Teil des Körpers. Das schmerzte. Dies setzte langsam der Begeisterung der Schüler ein Ende. Die meisten sahen in der Schule nur eine repressive Institution und wollten lieber zurück zur Feldarbeit. „So oft schlagen uns unsere Eltern nicht“, sagte mir mal mein Freund Kodjo, der mir mitteilte, dass er aufhören möchte. Ich verstand ihn, habe aber versucht, ihm von seinem Vorhaben abzuraten. Die dritte Schulwoche ging zu Ende mit nur der Hälfte der anfänglichen Schülerzahl. Es hieß, dass der Lehrer zu streng war für die einen; bei den anderen wollten die Eltern lieber mit ihren Kindern vollzeitig auf dem Feld arbeiten und aus ihnen fleißige Bauern machen, in der Schule würde nur gefaulenzt. Ich konnte es auch nicht mehr aushalten, die ständigen Schläge auf meine nackten Oberschenkel oder auf

andere Stellen meines Körpers hinzunehmen. Ich wollte meinen Eltern die Lage in der Schule in Bezug auf die Schläge schildern, aber die Angst war da. Denn ich wollte doch in die Schule gehen, um Priester zu werden und ich mochte diesen Traum nicht aufgeben. Außerdem heißt es hier auch: „Ein Ölpalmkern, den man gern isst, ermüdet einem nicht die Kiefer“. Und im deutschen Volksmund lautet es: „Eigene Last wird nicht zu schwer“. Also Augen zu und durch. Ich hielt es aus, bis mich eines Tages ein Schlag so tief traf, dass ich das Handtuch warf. Ich wollte nicht mehr in die Schule, signalisierte ich meinem Vater. Als er nach dem Grund fragte, antwortete ich: „Ich will dir lieber auf dem Feld helfen; die Schule wird mir sowieso nichts bringen“. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Sei vernünftig! Die Feldarbeit kannst du nebenbei immer noch lernen, aber die Schule hat eine Zeit. Ich möchte, dass du

wieder in die Schule gehst. Die Ziege des Armen soll kein männliches Junges zur Welt bringen.“ Ich erwiderte: „Papa, es geht nicht um die Hilfe bei der Feldarbeit, sondern um die Bosheit dieses Lehrers; er schlägt uns jede Minute, wenn wir uns ein bisschen vertan haben. Du weißt doch, dass schon die Hälfte der Schüler davon gelaufen ist, nicht wahr?“ Auf diese Worte sagte mein Vater: „Du musst auch wissen, dass jeder Anfang schwer ist; du gehst wieder in die Schule. Ich bin Bauer, aber du musst nicht unbedingt Bauer sein. Es ist schwer, mit der Hacke voranzukommen. Die Feldarbeit ist eine undankbare Beschäftigung.“ Meine Onkel und Tanten waren auch derselben Meinung wie mein Vater, aber eines wussten alle nicht: Ich wollte in die Schule, um Priester zu werden. Drei Tage lang war ich zu Hause geblieben, ohne in die Schule zu gehen. Ich musste mich jedes Mal schämen, wenn ich meine

Schulkameraden von der Schule zurückkehren sah. Das war unangenehm. Hinzu kam auch der böse Blick meiner ganzen Familie, die mich gern wieder in der Schule sehen wollte. An jenem Tag traute ich mich doch, den Blick meiner Umgebung zu erwidern. Ich komponierte ein Liedchen auf Sáxwε, das ich den ganzen Tag sang:

Ajitɔnu wε aji nɔ wa.

Der Sohn macht das, was der Vater macht.

Mi jo ovi do

Lasst das Kind

Ni a le gle na fofó!

Dem Vater auf dem Acker helfen!

A bo jo azɔmεxo do!

Vergesst das mit der Schule!

Ich meine damit: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“. Als ich das Lied zum ersten Mal sang, lachten alle mich umgebenden Leute, außer meinem Vater. Der sagte nicht

mal ein Wort. Das war schon ein schlechtes Zeichen für mich. Dabei war mir nicht gut zumute. Ich konnte schon ahnen, was auf mich zukommen würde. Er fand es sowieso nicht lustig, dass ich noch die Leute derart unterhalten wollte. Ich gab aber nicht auf. Das Lied sang ich weiter, bis er reagierte: „Kannst du da dein Maul halten, schäme dich und höre endlich auf zu spinnen“! Daraufhin war ich ganz still.

Eine ganze Woche war vorbei, und ich war immer noch zu Hause. Ich hatte die Feldarbeit wieder aufgenommen und war fleißiger denn je. Ich musste meinem Vater doch zeigen, dass ich hierhin gehörte und nicht in die Schule. Meine Mutter pflegte mir so schön zu erzählen, wie in ihrer Verwandtschaft sich viele dank der Schule einen Namen gemacht hatten. Ich hörte mir all dies ganz aufmerksam an. Daraus eine Lehre zu ziehen, fiel mir jedoch schwer. Sie zählte mir Namen aus

ihrer Verwandtschaft auf, die mir als Kind nichts sagten. Als der Abend kam, rief mich mein Vater zu sich und fragte mich nochmals: „Sag mal, willst du wirklich mit der Schule aufhören? Heute musst du schon eine klare Antwort geben.“ Im Bruchteil von einer Sekunde antwortete ich ihm: „Papa, die Sache mit der Schule ist nicht so einfach, aber ab Montag mache ich mich wieder auf den Weg dorthin.“ Mein Vater sagte dann: „Deine neue Schultasche ist auf dem Tisch gegenüber, hol sie mal hierher.“ Ich holte die Tasche und bedankte mich dafür.

Die Zeit nach dem Gespräch mit meinem Vater war eine zum Nachdenken. Ich hatte wieder Angst: Wie könnte ich nur meine Abwesenheit in der Schule vor dem Lehrer rechtfertigen? Mir fiel nur eine Sache ein. Jemand aus meiner Verwandtschaft musste mich dorthin begleiten und auch dem Lehrer eine mich in Schutz nehmende Geschichte

erzählen, damit ich den gescheuten Schlägen entkommen könnte: Es könnte z. B. heißen, dass ich krank gewesen wäre. Wie sollte dies als erste Bedingung für meine Wiederaufnahme der Schule in meiner Familie durchgesetzt werden, ohne dass mir nicht gesagt würde, dass ich wohl spinnen würde? Ich ging zurück zu meinem Vater und sagte ihm, dass ich darum bitten wollte, dass mich jemand in die Schule begleitete. Er sagte auf einmal, dass meine Schwester dies tun würde. Das freute mich sehr.

Vorsicht ist besser als Nachsicht. Da fiel mir etwas ein. An dem Schultag trug ich unter den für die Schule bestimmten Sachen andere Hemden und Hosen, die die eventuellen Schläge „meines Henkers“ unschädlich machen sollten. Meine ältere Schwester, die mich in die Schule begleiten sollte, wusste nichts von diesen „Sicherheitsvorkehrungen“. Auf dem Weg in die Schule schimpfte

sie, indem sie mir sagte: „Du fauler Hund, wenn du wieder die Schule schwänzt, werde ich dich nie wieder hin begleiten, das soll dir klar sein, dann kann der Lehrer aus dir das machen, was er will.“ Ich reagierte überhaupt nicht. Als wir uns der Schule näherten, stieg meine Angst. Mein Herz klopfte so schnell, dass ich nicht mehr wusste, wohin ich sollte. Meine Schwester merkte, dass ich mich nicht gut fühlte und beruhigte mich, indem sie mir sagte: „Komm mein Schatz! Er wird dir doch nichts antun.“ Ich war aber so aufgeregt, dass ich schon gegen alles auf dem Weg in die Klasse stolperte. Sie hielt mich an der Hand und wir gingen in die Klasse. Meine Schwester begrüßte den Lehrer und sagte ihm, dass ich wegen Erkrankung gefehlt hätte. Der „Henker“ nickte. Meine Schwester ging wieder nach Hause. Ich nahm Platz. Langsam bewegte sich der Mann, den wir Ohwenme nannten, in meine Richtung. Ich ahnte schon,

was er mit seinem Stock in der Hand, vorhatte. Ich konnte mich nicht mehr wehren. Bevor er neben mir stand, fing er schon an, zu fragen, warum ich nicht da war, die ganze Zeit. Das war eine rhetorische Frage: eine Einführung in die Schlägerei. Blitzschnell traf mich der erste Schlag irgendwo auf den Kopf. „Schade, dass hier keine Kopftücher in der Schule getragen werden“, dachte ich mir. Dann forderte er mich auf, meine Hände zu überreichen. Ich tat dies unverzüglich. Er schlug fünf richtige Schläge auf jede Hand. Tränen standen in meinen Augen. Ich nahm alles hin, nur weil ich Priester sein wollte. Ein paar Monate waren vorbei und die Lage blieb unverändert. An einem Montag, während uns der Lehrer lehrte, wie gerechnet wird, tauchte ein Jeep mit zwei Gendarmen auf dem Schulhof auf. Schnell gab uns der Lehrer ein Zeichen zum Schweigen und verschwand durch das linke Fenster, das ins Ge-

büsch mündete. Die beiden Gendarmen kamen in die Schulklasse. Sie suchten in allen Ecken und Winkeln, bevor der eine, nach seinem Grußwort, fragte: „Wo ist der Lehrer?“ Da wir keinen Klassensprecher hatten, stand Yao auf, der sich für den ältesten aller Schüler hielt, und antwortete: „Ist heute noch nicht gekommen.“ Hustenanfall überall in der Klasse. Dann plötzlich Totenstille! Die Herren verließen das Gelände in einer fürchterlichen Geschwindigkeit, ohne jede Nachricht für unseren „lieben Lehrer“ zu hinterlassen.

Inzwischen war der Lehrer aus seinem Versteck wieder aufgetaucht. Er teilte uns mit, dass ihn die Herren ärgern wollten, und wir nach Hause gehen sollten. Er selber war schnell wieder weg. Auf dem Schulhof und Umgebung war zu hören: „Schulfrei! Schulfrei!“

Wir wussten nicht, was all das bedeuten sollte. Erst als wir wieder in unseren jeweiligen Weilern zurück waren, konnten wir erfahren, dass der Lehrer ein Hochstapler war, der den Dienst eines Lehrers in Illegalität ausüben wollte. Sein Spitzname ist als Erinnerung im ganzen Dorf geblieben, die Schule war aber wieder geschlossen, der Lehrer in die Flucht geschlagen! Ich musste nicht mehr in die Schule. Das war mir egal. Ich konnte mich wieder der Feldarbeit widmen. Meine Eltern waren wiederum besorgt. Sie wollten mich erneut in eine andere Schule, etwas entfernt von unserer Ortschaft, schicken. Das ganze Schuljahr war vorbei, und die Sorgen meiner Eltern wuchsen immer mehr. Sie versuchten, eine neue Schule für mich zu finden. Kurz vor dem Beginn des neuen Schuljahres fand mein Vater im Nachbardorf Kpago einen Platz für mich in der dortigen Schule, die den Namen von den beiden Dörfern Houedjro

und Kpago trägt: Ecole Publique Houedjro-Kpago. Als mein Vater mir dies mitteilte, waren meine Gefühle geteilt: zum einen wollte ich wieder in die Schule, zum anderen wollte ich aber nicht mehr gefoltert werden. Am ersten Schultag waren viele Leute da: Eltern, die Neulinge begleiteten, Neulinge, alte Schüler, neue Lehrer usw. Das war auch ein Gedränge vor dem Schuleingang. Mir schwebte nur noch eines im Kopf: was nun mit der Prügelstrafe in Schulen, wird das hier anders sein oder geht dasselbe Szenario weiter? Ich konnte mich mindestens mit dem momentanen Beisein meines Vaters zufrieden geben. Ich hoffte, er würde dem Schulleiter von vorneherein sagen, dass ich aus irgendeinem Grund nicht zu schlagen wäre. Aber an dem Tag war nichts Ähnliches von meinem Vater dem Leiter gegenüber zu hören. Das war für mich eine große Enttäuschung. Aber wie ausgeliefert ich mich auch

immer fühlen mochte, war ich sehr begeistert, nachdem mich mein Vater mit anderen aus meinem Dorf gekommenen Schülern allein gelassen hatte. Ich konnte mit anderen Schülern spielen, bis uns gesagt wurde, dass wir in unsere jeweiligen Klassen gehen sollten, wo sich jeder schon eintragen ließ. Ich folgte meinen neuen Freunden, und wir nahmen nebeneinander Platz. An dem Tag war nicht viel los. Am Abend gingen wir nach Hause. Diejenigen Schüler, die wie ich von weit herkamen, mussten jeden Schultag das Haus früh verlassen, um frühzeitig um 8.00 Uhr in der Klasse zu sein. Den Tag verbrachte man dort, da es schwer war, etwa 5 km in der Mittagspause von 12.00 Uhr bis 15.00 Uhr zu Fuß zu den Eltern zu gehen, und kurz vor drei wieder in der Schule zu sein. Also mussten alle Schüler, die aus unterschiedlich weiten Entfernungen kamen, jeden Tag viele Kilometer zurücklegen, um

in die Schule zu kommen. Da lag schon der Hase im Pfeffer. Wer zu spät in die Schule kam, musste mit einer Strafe rechnen. Da aber nahezu alle zu Fuß in die Schule kamen, und nur wenige von uns mit Fahrrädern, kam es fast jeden Tag dazu, dass wir der Prügelstrafe wieder ausgesetzt waren. Manchmal hatte ich jedoch das Glück, mit Gruppen zu spät in die Schule zu kommen, in denen viele älter waren als ich: So wurden nur die älteren Schüler von den Lehrern mit Schlägen auf die Hände bestraft, meistens vom Schulleiter Herrn Cocou, der solche „Operationen“ gern selbst dirigierte. Seine „Folterknechte“ waren Klassensprecher und einige Lehrer. Die Schüler, die aus dem Dorf der Schule kamen, konnten wir nur beneiden, denn die hatten es leichter und waren fast nie zu spät in die Schule gekommen. Unter ihnen wurden auch einige „rekrutiert“, die mitstrafen durften.

So rief diese Straflage eine andere unangenehme Situation hervor. Da wir mit Geld und Proviant (Gari aus gerösteten fein geriebenen Maniokknollen, Erdnüssen, u.a.) von unseren jeweiligen Eltern gut versorgt in die Schule kamen, entstand ein Tauschhandel hinter den Kulissen in Bezug auf die Strafe, die man bekam, wenn man zu spät in die Schule kam. Unter den Klassensprechern bildeten sich Gruppen, die uns heimlich das Angebot machten, unsere Lebensmittel gegen weniger harte Schläge zu tauschen: d. h. wer z. B. seinen „Gari“ lieferte, konnte damit rechnen, dass die vom Schulleiter angeordneten und von Klassensprechern durchzuführenden Schläge nicht mehr hart würden. Also Proviant gegen Scheinschläge! Das machten viele Schüler mit. Ich zählte auch zu denen, die Opfer dieser Lage waren. Manchmal hatte man seinen „Gari“ geliefert, trotzdem war der Schlag hart. Die einen weigerten sich

dann, ihren „Gari“ noch zu geben. Da kam es zu Auseinandersetzungen. Die Spannungen wuchsen zwischen Schülern aus dem Dorf der Schule und den „Ausländern“, die wir waren. Aber aus der Sicht der uninformatierten Beobachter wären die Schlägereien unter Schülern als gewöhnliche Spannung zwischen Schülern zu betrachten. Die Situation in den Schulklassen war auch nicht anders. Schüler wurden sehr häufig vom Lehrer auf Mitschüler gehetzt, indem zwei nebeneinander sitzende Schüler, die irgendeine Frage während der Unterrichtsstunde falsch beantwortet hatten, auch einander ohrfeigen mussten: eine Bewährungsprobe! Ich hatte immer gehofft, das nicht tun zu müssen. Das war doch wie ein Damoklesschwert. Als ich an der Reihe war, fiel es mir schwer. Ich konnte mich dessen nicht enthalten. Mein „Gegenspieler“ hatte mir als erster eine Ohrfeige gegeben, wie der Lehrer es entschieden hatte,

und ich musste ihm auch dasselbe tun. Leider hatte der Lehrer gemerkt, dass der Schüler mir nur eine Scheinohrfeige gab. Er griff ein und sagte: „Du spielst mit deinem Kameraden, er darf dir kein Geschenk machen.“ Die Botschaft war klar, wenn ich auch so vorginge wie mein Kamerad mir gegenüber, wäre ich dann der Wut des Lehrers ausgesetzt, er würde mich totschiagen. Also hatte ich keine Wahl. Ich musste hart agieren, und so war es auch. Ich traf meinen Nachbarn mit meiner rechten Hand an der linken Wange. Der Raum echote. Der Lehrer grinste sadistisch. Ich setzte mich wieder auf die Bank. Mein Kamerad versuchte, mich irgendwo am Oberschenkel zu kneifen. Ich reagierte mit einem warnenden bösen Blick, der so viel bedeutete wie: „Lass mich los, sonst gehe ich zum Lehrer und er kommt wieder“. Ich tat dies nicht, aber er wiederholte seine Tat nicht mehr. Es war wieder ein anderer Tag,

und wieder falsche Antworten auf Fragen. Mein Kamerad schlug mich auf den Kopf und ich zahlte ihm das zurück, nach Wunsch des Lehrers. Nach Ende des Unterrichts kam mein Schulkamerad Tony zu mir und drohte mir mit einer Art Dorfsacht, die ich erleiden würde, wenn ich nicht akzeptierte, mit ihm jeden Schultag meinen Proviant zu teilen. Ich fragte ihn nach dem Grund. Dann fing er an, mir esoterische Geschichten zu erzählen: „Meine Eltern sind Animisten, und ich bin selber ein Fetischkind, d. h. man darf mich z. B. nicht auf den Kopf schlagen. Das beleidigt meinen Schutzgeist –Abikou-, der wieder entschädigt werden muss, sonst wird der Täter sterben, der du in diesem Fall bist.“ Ich erwiderte ihm, dass er sich an den Lehrer wenden sollte und nicht an mich mit seinen Androhungen. Er machte große Augen und meinte, dass er mir einen Vorschlag machen wollte, da meine Hand ihn sowieso erwischt

hatte, und nicht die des Lehrers. Ich war ganz Ohr. Er wollte jeden Schultag mit mir mein Gari teilen. Er würde nur unter dieser Bedingung bereit sein, die Sache unter uns zu regeln, andernfalls würde er seine Leute auf mich hetzen, die mich mit ihrem Voodoo aus dem Dorf vertreiben würden. In diesem Moment hatte ich große Angst, denn das Dorf war wirklich bekannt für solche Rituale, die darin bestehen, über Leute, die irgendwelche Verbote (z. B. Tötung einer Pythonschlange, Beschimpfung mit bestimmten Wörtern, u. a.) ihrer Gottheiten verletzt hätten, eine Acht zu verhängen. Ich nahm sofort den Kompromiss hin und teilte mehrmals mein Gari mit ihm, bis er eines Tages seine Ansprüche erhöhen wollte, und dadurch meinen Widerstand erweckte. Er wollte sich nicht nur mit dem begnügen, sondern er verlangte noch etwas von meinem Geld, das mir meine Eltern mühsam als Ta-

schengeld gaben. Ich sagte ihm, ich würde dem Lehrer die ganze Sache erzählen. Da sagte er, dass er seine Leute, die schon über die Sache Bescheid wüssten, beruhigen würde, damit sie mir keine Schwierigkeiten zu bereiten suchten. Ich war wie erlöst und fügte hinzu: „Von meinem Gari bekommst du sowieso nichts mehr, du hungriger Kerl. Ich gehe gleich zum Lehrer.“ Er kniete zu meinen Füßen und bat mich um Verzeihung. Ich sagte: „Aber komm nie wieder auf dieses Thema zurück.“ Er beugte sich zu mir und nannte mich Bruder. Ich ging weg von ihm und das Thema war wirklich zwischen uns vom Tisch.

In der Schule änderte sich nichts an der Gewaltanwendung. Von einer Gewalt zu einer anderen! Das gibt es doch nicht. Ich verlor meine Hacke, die ich benutzte, wenn wir mal die Schule von Unkraut säubern wollten. Ich fand sie aber wieder bei einem älteren Schü-

ler. Als ich zu ihm ging und meine Hacke reklamierte, gab er mir sofort eine Ohrfeige. Ich lief davon. Er war stärker als ich und konnte auch älter als manche Lehrer in der Schule sein. Ich ging zu meinem Lehrer und erzählte ihm von der Sache. Eigentlich wollte ich mit meinen Beschwerden erreichen, dass er sich einschaltete, um die Lage zu klären. Irrtum! Er begegnete meiner Bitte zu meinem großen Erstaunen mit einem Lied auf Fõn, seiner Muttersprache:

A ba xo dé,
Wenn du Streit suchst,
A na nõ kõn,
Musst du das aushalten,
E kan mi an.
Das ist nicht meine Angelegenheit.

Ich fühlte mich tief verletzt und im Stich gelassen. Was tun? Ich musste schon das Prob-

lem allein lösen. Also ging ich ganz langsam zum „Hackendieb“ und erzählte ihm, dass ich mich geirrt hätte, indem ich gedacht hatte, dass er meine Hacke gefunden hätte. Er nahm meine „Entschuldigung“ an. Das war für mich nicht leicht, aber nur so hatte ich den Frieden erreicht, denn der „Dieb“ war in der Schule für Prügeleien bekannt, und jeder versuchte zu vermeiden, sich mit ihm anzulegen. Der Frieden war perfekt und er versuchte nie wieder mich zu schlagen. Wenn wir uns heute wieder treffen würden, würde er den Vorfall schon vergessen haben oder wenn er sich noch daran erinnerte, dann würden wir einfach darüber lachen. Aber mir bleibt all das unvergesslich. Denn hier heißt es: „Akpano ma won“ (Der Verletzte vergisst nicht). Als ich mich neulich mit einem Freund aus dem Nachbardorf über die Sache mit der „Gari-Lieferung“ unterhielt, unterbrach er mich plötzlich mit dem Satz:

„Sag mal, kennst du –Je te connais-?“ Ich sagte, dass mir das was sagte. Er fuhr fort und meinte: „Den musst du schon kennen. Ich bin ihm vor kurzem begegnet, und er erzählte mir von einem Schultreffen von allen ehemaligen Schülern eurer Grundschule und er möchte es gern haben, dass du auch dabei bist. Das lustigste war aber sein Zugeständnis. Er meinte, dass er als Klassensprecher dir ein paar Mal gegen dein „Gari“ deine Verspätung verzeihen konnte.“ Ich erwiderte, dass das nicht stimmte. Er beteuerte, dass das wirklich hätte sein können. Ein anwesender Freund unterstützte ihn, indem er sagte: „Komm! Warum soll das nicht stimmen? Das ist doch dasselbe, so wie die Geschichte mit Tony, der dein „Gari“ erpresste. Das könnte schon wahr sein“. Ich ergänzte, dass ich aber den Fall völlig vergessen hatte. Daraufhin gab es in der Wohnung nur Gelächter.

Die Gewalt in der Schule hatte viele Gesichter: Schüler gegen Schüler, Lehrer gegen Schüler und umgekehrt.

Es kam manchmal zu etwas, was als Aufstand der Schüler gegen die Lehrer bewertet werden könnte. Es war ein Freitagnachmittag. Abou, der als einer der meistgefürchteten Lehrer der Schule galt, rief durch das Schlagen in der fünften Klasse einen Aufstand hervor. Er schlug den jüngeren Sohn der „Dorfhexe“ Gbotaxo bei einer Mathe-Aufgabe. Der Schüler leistete Widerstand, indem er das Schlagmittel festhielt. Der kräftige Lehrer zwang ihn zu Boden und hätte ihn fast mit seinem Riesenfuß auf dem Hals erstickt. Der ältere Bruder in der sechsten Klasse erfuhr von dem Vorfall und rannte schnell nach Hause. Die ganze Schule stand auf Kriegsfuß: Die Schulklassen leerten sich und der Schulhof wurde voll von „Anliegern“ und Schaulustigen aller Art. In der

Menge konnte man hören, wie die einen meinten, dass der Bruder des Opfers sicherlich mit der Mutter in die Schule zurückkehren würde, damit diese dem Lehrer eine unvergessliche Lehre erteilen konnte. Die anderen behaupteten, dass die Mutter als Hexe einfach kommen würde, um die Sache auf magische Weise zu erledigen, indem sie die Seele des Lehrers entführen würde. Eines stand aber fest: genauso wie der Lehrer ist die Mutter auch ein kräftig gebauter Mensch. Ihre Erscheinung an sich allein beeindruckte. Daher sah man in ihr vielleicht eine Hexe. Auf dem Schulhof herrschte ein Tumult. In der 5. Klasse lag der Fuß fest am Hals und die Schüler verloren langsam ihre Geduld und wünschten, es käme die Mutter. Plötzlich erschien eine unermessliche große Frau mit einem langen Hals wie der einer Giraffe. Alles war ganz still. Der ältere Sohn schlug sich durch die Menge einen Weg zum „Tat-

ort“. Was würde die Hexe tun, sofort zuschlagen oder später magisch vorgehen? Inzwischen war der Schulleiter, der verreist war, zurück. Er wohnte unweit der Schule und kriegte alles mit. Er eilte in die Schule, wo er ein paar Worte mit dem Lehrer wechselte, ehe er den Fuß vom Hals wegnahm. Die Mutter tauschte ganz schnell ein paar Worte mit dem Schulleiter aus, bevor sie einfach rumschimpfte, ohne sich eigentlich mit dem Lehrer auseinanderzusetzen. Dann forderte sie ihren geschlagenen Sohn auf, mit nach Hause zu kommen. Die beiden Söhne folgten ihr, und sie verschwanden Richtung „Kpago-City“.

Als gewöhnliche Opfer der Gewalt in der Schule waren die meisten Schüler, bis auf ein paar Optimisten, enttäuscht. Die Mutter hatte sich nicht rächen können, schlimm genug, das dachten viele Schüler. Aber für einige war die Sache noch nicht beigelegt. Sie

glaubten, der Lehrer könnte in wenigen Wochen schon des Hexentodes sterben. Die beleidigte Dorfhexe würde es ihm schon zeigen. Es waren Tage, Wochen und Jahre vergangen, ohne dass man vom Tode des Lehrers hörte. Er unterrichtete immer noch an der Schule und schien sehr gesund zu sein. Es hieß in manchen Kreisen in der Schule wieder, dass der Lehrer wahrscheinlich eine Abwehrzauberei hätte, die ihn angeblich vor der Hexerei schützte. Die Lage hatte auf keinen Fall dem Mythos des Hexenglaubens ein Ende gesetzt. Die Dorfhexe blieb Hexe bis zum Tode.

In der Schule plauderten gern die „Bonnes Dames“ (hier Frauen, die Essen in der Schule verkaufen) über die Esoterik. Sie erzählten immer von der Gottheit Dagbohunsu, deren Priester Ogan hieß. Ogan hatte auch seine Kinder in unserer Schule, und zwar viele. Einige seiner Frauen waren auch unter den

„Bonnes Dames“. Ich erinnere mich noch an die Kleine. Ihr Sohn war in meiner Klasse, war aber nicht besonders intelligent. Eigentlich sollten solche Priester über Elixierarten verfügen, die z. B. den Intelligenzquotienten erhöhen sollten, so die Gerüchte. Was uns immer als Schüler gewundert hatte, war die Tatsache, dass die Kinder des Priesters auch so wie jeder andere geschlagen wurden. Sie galten nicht als unantastbar. Das war schon gut. Vielleicht hatten die Lehrer auch einen Schutzzauber, so einige Schüler, d.h. Abwehrzauber.

Eines Tages kam eine Meldung von der Schulleitung: „die Schulkasse ist weg“. Sie wurde immer von einer Tochter des Priesters bewahrt. Nach dem Verschwinden des Geldes gab es den Verdacht, dass der Täter sich unter den Schülern befinden würde. Wie war dies entstanden? Die Schulleitung hatte den Vorschlag des Priesters angenommen, sich

mit dem Fall persönlich zu beschäftigen. Resultat: Er befragte ein Orakel, das ihm ein Täterprofil verriet, das besagte, dass der Dieb unter den Schülern war. Der Verdacht kränkte viele Schüler. Wir fühlten uns wieder misshandelt von Erwachsenen. Der Verdacht machte die Runde und konnte sich schnell in den Dörfern verbreiten. Wir fragten uns als Schüler, warum die Befragung des Orakels nicht in der Lage war, den Dieb genauer zu identifizieren. Es bestand aus unserer Sicht noch Zweifel. Wir wollten auch wissen, warum andere wie z. B. die „Bonnes Dames“, die Lehrer usw. nicht verdächtigt wurden. Wir konnten uns solche Fragen nur heimlich stellen. Nach Absprache mit dem „mächtigen“ Priester beschloss die Schulleitung, dass jeder Schüler einen Trunk aus den Händen des Priesters einnahm, um seine Unschuld zu beweisen oder daran zu sterben. Mit Entsetzen empfingen wir die grausame

Nachricht. Ich hatte sofort eine große Abneigung gegen den Trunk entwickelt. Ich dachte mir, dass ich als erstes meine Eltern über die Lage informieren würde. Meine Mutter würde die erste sein, die sich dagegen äußern würde. Denn für sie ist alles, was aus Händen der Fetischpriester kommt bzw. mit Voodoo zu tun hat, teuflisch. Sie verbot uns Kindern auf alles einen Blick zu werfen, was aus dieser Richtung kommt. Also konnte ich schon mit ihrer bedingungslosen Unterstützung rechnen. Als ich am Abend nach der Schule heimkam, erzählte ich sofort meiner Mutter die ganze Geschichte. Ihre Reaktion war:

„Auf keinen Fall! Mit dem teuflischen Trank wollen sie euch vergiften. Wenn es sein muss, bleibst du wieder zu Hause. Sie sollen allein bleiben und ihre Mitglieder für ihren Teufelsbund anderswo suchen, aber nicht in meiner Familie. Diese Spinner! Sie glauben immer an die Macht ihrer sogenann-

ten Gottheiten oder was auch immer. Vergiften können sie schon, Giftarten u. ä. können sie ja herstellen. All das wissen wir.“ Meine Mutter hatte heftig geschimpft und ich fühlte mich in Sicherheit. Dann stimmte sie ein Lied an:

Mi kpɔ be axixe mɛ do vɔnvɔn ŋtɔ.
Das Leben ist furchterregend.
Axixe mu nyi amɛdɛ tɔ e,
Das Leben gehört niemandem,
Agblemɛ mi va nɛ mi a wɔ dɔ mi a yi a e.
Hier sind wir wie auf einem Acker, ist die
Arbeit fertig, dann gehen wir nach Hause.
Mi kpɔ be agbe ya mɛ do vɔnvɔn.
Das Leben ist furchterregend.
Ke mi va agbe ale dɛ mu le mɛ a e.
Das Leben hat keinen Sinn mehr,
O la va axixe mɛ, la ji vi, la kpɔ ga, a dɔ
nuzanzan e.

Als hierher zu kommen, Nachwuchs, Geld und Kleider zu haben.

Gake mε mawu la yo o a, o ma kpɔ alɔ ɔɔ dɛka ji sɔ yi a e.

Aber wenn dich Gott wieder ruft, wirst du auch nichts davon mitnehmen.

Nachdem sie das Lied zu Ende gesungen hatte, legte sie noch nach: „Sie werden auch nicht unsterblich sein. Morgen begleite ich dich persönlich in die Schule.“ Dann klopfte es an die Tür. Das war mein Vater. Er fragte ganz ruhig: „Ist wieder was in der Schule?“ Ich brach in Tränen aus. Meine Mutter tröstete mich und erzählte die Geschichte. Mein Vater schenkte eine besondere Aufmerksamkeit, als ob er in dieselbe Richtung wie meine Mutter gehen würde. Dies tat er jedoch nicht. Er warnte vor jedem Eingreifen in die Angelegenheit: „Warum regst du dich umsonst auf. Wir würden unserem Kind keinen

Gefallen tun, wenn wir so vorgehen würden, wie du meinst, Mutter-Didi, sie werden einfach denken, dass wir den Täter zu verteidigen versuchen. Das wäre dann das Gegenteil dessen, was wir erreichen wollten, nicht wahr? Außerdem werden doch alle Schüler den Trunk nehmen, und ich schätze mal, dass auch die Lehrer und der Fetischpriester ihren Nachwuchs unter den Schülern haben. Ich glaube, es ist besser, wir intervenieren nicht.“

„Wenn Sie das meinen, von mir aus. Ich finde all das aber schrecklich. Wollen wir mal abwarten, vielleicht wollen sie auf diese Weise die Schüler erpressen. Das darf auch nicht sein“, ergänzt meine Mutter. Ich war ganz traurig. Der Ausgang der Diskussion zwischen meinen Eltern hatte mich nicht aufgebaut. Ich hatte jedoch Verständnis.

Ich fing an, wie viele andere Schüler, an die These meiner Mutter zu glauben, wonach die

Sache mit dem Trunk ein Erpressungsmittel sein könnte. Aber das Denken an den Trunk allein ekelt schon. In der Schule ging das Leben weiter, aber es konnte auf vielen Gesichtern gelesen werden, wie sich jeder mit der Sache beschäftigte. Wir hofften, der Trunktest würde nie stattfinden. Irrtum! An einem Freitagnachmittag erschienen in meiner Klasse der Schulleiter und der Präsident des Elternrates. Ziel des Besuches war es, uns mitzuteilen, dass der Fetischpriester in etwa zwei Stunden mit seinen Leuten da sein würde, um den „Kassendieb“ zum Tode zu verurteilen, also, alle Schüler sollten doch den Trunk einnehmen. Das war für mich ein Schlag. Ich war aber machtlos. Als sie wieder verschwanden, hatte ich das Gefühl, dass uns Unrecht getan würde. Ich fragte mich wieder, warum die 'Bonnes Dames' und die Lehrer als Mitnutzer der Schule nicht an der Einnahme des Elixiers teilnehmen mussten.

Schlag 17: 00 Uhr betrat der Fetischpriester unsere Klasse, von einigen seiner Leute begleitet. Unser Lehrer wechselte ein paar Worte mit dem Mann an der Spitze und meldete: „Ruhe! Wie schon vom Schulleiter angekündigt, sind die Herren da, um Ihnen den Trunk zu geben.“ Der Fetischpriester ergriff das Wort: „Ich begrüße Sie, Sie sind alle auch wie meine Kinder. Aber vor der Einnahme dieses gefährlichen harmlosen Elixiere möchte ich eines unterstreichen: Wer den Täter kennt und seinen Namen nicht verrät, wird auch dasselbe erleiden wie der Täter. Deshalb melden Sie sich sofort, falls Sie den Täter kennen, damit Sie nicht umsonst sterben müssen. Der Täter hat auch noch in diesem Augenblick ein paar Sekunden, um seinen Kopf zu retten.“ Es war ganz still. Niemand meldete sich. In ganz dunklen Flaschen, deren Inhalt nicht zu erkennen ist, war der Zaubertrunk. Die Herren hatten kleine

Gläser, die sie benutzten, um uns die Flüssigkeit zu geben. Ich wünschte, ich wäre nicht in der Schule an diesem Tag. Ich zitterte heftig, ehe ich an die Reihe kam. Ich durfte, so wie alle anderen Schüler, nur meinen Mund aufmachen und schon floss der Trunk hinein. Ich schluckte etwas ohne Geschmack und Geruch, nicht so dünn. Die Einnahme hatte mich eine große Überwindung gekostet. Das war der beninische „Ekel“. Am Tag der Einnahme war niemand gestorben. Monate waren vergangen und alle Schüler waren immer noch am Leben. Das Geld war sowieso für immer weg. Und es schien auch vom Täter jede Spur zu fehlen. Immer wieder fragten sich viele Schüler, was eigentlich los war. War das Elixier nicht wirksam, war der Dieb doch nicht unter den Schülern, war die Wahrsagung vom Orakel abwegig, und befand sich der Täter doch in anderen Schich-

ten? Keine Antwort! Das Leben ging weiter und die Schule auch.

Eines Tages waren wir, mein Cousin Alfred und ich, wieder zu spät in der Schule. Als uns der Lehrer sah, sagte er vor unseren Schulkameraden: „Schauen Sie mal, da sind die 'Jabi'.“ Das Wort wird normalerweise gebraucht, um vor allem gefährliche Menschen zu bezeichnen. Er griff nach seinem Stock. Was tun? Wir waren schon auf der Schwelle der Klasse. Es gab kein Zurück mehr. Zögerlich gingen wir einfach auf ihn zu. Er wedelte, wie ein Hund, der beißen will, sein Schlagmittel. Er überfiel sofort meinen etwas älteren Cousin, und meinte dabei: „Komm mal her, du wirst noch deinem jüngeren Bruder das Leben verderben, indem du mit ihm immer mit Verspätung in die Schule kommst, ich schlage dich tot heute.“ Er schlug meinen Cousin und fasste mich nicht an. Also hatte der winzige Alters-

unterschied eine Rolle gespielt, dachte ich mir. Es war die Grammatikstunde, und die Geister richteten sich auf Satzarten und die Wörter: ihre Arten und ihre Funktion in einem bestimmten Text. Dabei sollten Hauptsätze von Nebensätzen u. ä. unterschieden werden. Die Stimmung war heiß. Als ich mich auf meine Bank setzte, richtete der Lehrer die eine Frage, die schon ohne Lösung die Runde gemacht hatte, an mich. Ich fühlte mich überrascht und sah in der Aufgabe eine Falle. Ich dachte, der Lehrer würde mich totschiagen, wenn ich diese Frage nicht richtig beantworten würde. Reiner spekulativer Denkprozess! Ich konnte den Satz sehr gut „logisch analysieren“: d. h. ich konnte z. B. den Hauptsatz von dem Nebensatz unterscheiden, und konnte auch das Relativpronomen und das Wort, worauf sich dieses bezieht, nennen. „Richtig“! sagte der Lehrer. Ich konnte mich freuen, aber das war nicht

der Fall. Er fuhr fort: „Na, was habe ich vorhin gesagt, er kann was, dieser Junge, aber er schwänzt die Schule und kommt noch zu spät. Ich mache ihn fertig heute.“ Er kam zu mir und schlug mich mit seinem Stock im Rhythmus dessen, was er erzählte. Ich hatte noch nie zuvor in meinem Leben solche Schmerzen aushalten müssen. Das war schlimm. Ich schluchzte, schluchzte und schluchzte. Ich dachte mir, dass ich zum ersten Mal zu leiden hatte, nur weil ich eine Frage richtig beantwortet hatte. Desgleichen glaubte ich, dass er mich gleich getötet hätte, wenn ich falsch geantwortet hätte. Schlechte Gedanken in der Schulklasse! Die Schule hatte dann für viele das Gesicht eines Monsters, eines Schreckbildes. Ich dachte an den Fall einer Mitschülerin, die oft vom Lehrer geschlagen wurde, wenn sie auch eine Frage falsch beantwortete. Dabei sagte der Lehrer immer nach jedem Schlag „Sie hat sich mit

Lippenstift geschminkt, sie hat sich mit Lippenstift geschminkt“. Wir haben dann der Schulkameradin den gleichlautenden Spitznamen gegeben, den wir bis heute immer noch verwenden, wenn von der armen Schülerin die Rede ist.

Nach diesem dramatischen Tag ging der Alltag in der Schule weiter. In derselben Woche waren wir wieder verspätet und trauten uns nicht in die Schule. Wir machten einen Umweg, indem wir einfach, anstatt in die Schule zu gehen, in ein anderes Dorf gingen, wo die Großmutter meines Cousins wohnte. Dort erzählten wir der Alten, dass wir wegen unbezahlter Schulgebühren aus der Schule rausgeworfen worden wären. Die Oma bedauerte dies: „Ich habe kein Geld, um dir zu Hilfe zu kommen. Ich bin sehr alt und kann keinen Handel mit Kokosnüssen mehr treiben, dein Onkel, der Lehrer, hat mir neulich ein bisschen Geld geschickt, was ich schon

ausgegeben habe. Tut mir leid.“ Die Alte konnte nicht ahnen, was eigentlich los war. Wir wollten kein Geld von ihr, Hauptsache wir durften in Ruhe den ganzen Tag bei ihr verbringen. Das war auch großzügig. Wir wollten an dem Tag nicht geschlagen werden. Die Oma verfügte in dem Dorf über viele Kokospalmen; mein Cousin kletterte auf einige von ihnen und schnitt die Fruchtstände runter. Die Oma nahm sich die meisten, von denen wir mit Buschmessern zuvor die harten Schalen entfernt hatten. Wir genossen die leckeren Kokosnüsse. In der Wohnung des Onkels konnten wir uns aufhalten. Wir randalierten darin und durchwühlten alles, was darin stand. Auf das Bett sprangen wir, und die Federn in der Matratze stießen uns zurück. Wir vergnügten uns damit, dass wir das wiederholten. In der Wohnung war eine Wanduhr. Wir stellten fest, dass es vier Uhr war, also eine Stunde vor Schulende. Gefahr!

Wir durften nicht zu spät losgehen, sonst gingen wir das Risiko ein, die von unserer Schule zurückkehrenden Schüler zu treffen. Die könnten uns verraten. Also verließen wir das Dorf der Oma, und verschwanden in Richtung unseres Dorfes. Als wir heimkamen, taten wir so, als ob wir in der Schule gewesen wären. Niemand konnte wissen, was geschehen war.

Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wir mussten wieder in die Schule, und für die gefehlten Stunden wurden wir wieder geschlagen. Das Schulschwänzen hatte uns nur einen Tag ohne Schmerzen beschert. Die Sache mit der Verspätung hatte auch viele Parameter. Wie konnten wir das vermeiden, wenn wir wussten, dass dies nicht nur an uns Schulkindern lag, sondern auch an unseren Eltern. Denn wer sich nicht verschlief, schaffte es auch nicht unbedingt, rechtzeitig in die Schule zu kommen. Die Eltern fingen

manchmal an, das Taschengeld erst am frühen Morgen zu suchen. Da niemand ohne dieses Geld gern in die Schule ging, verging die Zeit mit Warten auf das Geld. Die Geldsuche bedeutete, dass das Geld von einem Schuldner kommen musste, der schon lange weg war, oder der auch keins hatte. Das Hin und Her verzögerte es, dass man sich auf den Schulweg machte. Ergab es sich, dass kein Geld aufzutreiben war, so musste man sich mit seinem Proviant in Gestalt von Kuchenarten, Gari u. ä begnügen.

Eines Tages wollten wir wieder die Schule schwänzen. Diesmal war das aber unweit von unserem Weiler. Wir wollten unsere Taschen in einem Termitenhügel verstecken, um uns unauffällig durch unser Dorf zu bewegen. Das ging schief. Ein Onkel stand uns plötzlich im Wege. Der war auf der Jagd nach Rebhühnern, die als Delikatesse gelten. Plötzlich überraschte uns eine vertraute

Stimme, die uns aufforderte die Taschen wieder aus dem Hügel herauszunehmen und ihm voranzugehen in Richtung Weiler. Wir taten, wie er es wollte. Er begleitete uns mit seiner Flinte in der Hand. Vor der Flinte hatten wir sowieso keine Angst, aber vor dem, was danach kommen würde. Wir erreichten das Dorf „manu militari“. Er legte seine Flinte nieder, und man konnte sehen, wie er von einem Baum Zweige abriss. Da er uns bis vor die Tür seiner Wohnung gesteuert hatte, konnte uns nur seine Familie dort sehen. Ich wusste nicht mal, wo meine Eltern sein konnten. Er fing an, uns mit den Zweigen zu schlagen. Wir schrieten und schrieten und schrieten. Er hörte nicht auf, bis auf einmal meine Oma erschien und ihn mit den Worten stoppte: „Sag mal, ernährst auch du die Kinder mit? Weißt du überhaupt das, was das kostet, wenn Kinder krank werden? Hör auf, unmenschlich zu sein!“ Meine Oma griff

nach meiner Hand und nahm mich mit nach Hause. Oma schimpfte weiter: „Was geht ihn das schon an, wenn ihr die Schule schwänzt, seine Brüder bleiben immer zu Hause, warum werden sie nicht in die Schule geschickt. Sorgt er für euch oder was?“

Am Abend kehrten meine Eltern von dem Acker zurück. Ich lag im Bett mit meinen Wunden am Rücken. Meine Mutter fragte: „Lulu, warum schon um die Uhrzeit im Bett? Warst Du nicht in der Schule, oder ist dort etwas Schlimmes passiert?“ Ich stand auf und erzählte meiner Mutter die Geschichte und zeigte ihr die Wunden. Auch sie fing an, zu schimpfen: „Was für ein Tier hat mein Kind so gefangen, was für ein Mensch traut sich anderen so etwas anzutun? Ist er verrückt?“ Meine Mutter wollte nicht aufhören, ich spürte noch mehr die Schmerzen. Als mein Vater in die Wohnung kam, hatte er schon bei Oma alles erzählt bekommen. Er

beruhigte meine Mutter und sagte zu mir: „Weißt du, die Ziege hört auf niemanden, deshalb hat sie zerrissene Ohren, ich habe dir immer gesagt, dass du die Schule nicht mehr schwänzen sollst und dass du auch die Verspätungen vermeiden sollst, aber all das geht bei dir in das eine Ohr rein und kommt zum anderen wieder raus. Der umherziehende Hund trägt immer Kot an den Ohren. Ich gehe trotzdem gleich zum Onkel, um mir seine Version der Sache anzuhören. So was darf nicht wieder vorkommen.“ Später berichtete mein Vater nicht mehr darüber, was er mit dem Onkel besprochen hatte. Ich wollte das auch nicht mehr wissen.

Die Zeit verging, ohne dass man es merkte. Ich war in der sechsten Klasse und hoffte jeden Tag, die Prüfung so schnell wie möglich erfolgreich abzulegen. Denn ich wusste, dass ab der Klasse 'sixième', der Anfangsklasse des Gymnasiums, zumindest theore-

tisch nicht mehr geschlagen würde. Ich wollte frei sein. Ich bestand die Prüfung, unser Klassenbester auch.

Die „Freiheitsschule“ fing an. Zu meinem großen Erstaunen taugte unser Klassenbester nichts. Alle Fächer schienen ihm rätselhaft schwer. Er gab aber nicht auf. Er ging mit, trotz der schlechten Noten. Ich stellte fest, dass die Abwesenheit vom Stock ein Sieg für die meisten Schüler war. Die durchschnittlich guten Schüler in der Grundschule gehörten dann in der neuen Schule ohne Schlagstock zu den besten, darunter war auch ich. Aber am ersten Schultag in der neuen Schule war die Stimmung sehr angespannt. Die alten Schüler der Schule planten, wie es immer der Fall beim Wechsel ins Gymnasium war, die Neuen einer Prügelei zu unterziehen. Sie organisierten sich in kleinen Gruppen und stellten Attrappen-Fragen wie die folgende: „Quel est le goût de la nivaquine?“ Die Ant-

wort musste wie folgt lauten: „Le goût de la nivaquine est amer.“ Da im Französischen bei der Aussprache von 'faire la liaison' die Rede ist, d. h. in der Aussprache die Bindung zweier Wörter, wobei der stumme Konsonant, der am Wortende hängt, vor einem vokalisch beginnenden Wort ausgesprochen wird, musste bei diesem Satz der stumme Konsonant 't' bei 'est' vor dem vokalisch mit 'a' beginnenden 'amer' (bitter) ausgesprochen werden, damit richtig ausgesprochen sich die Antwort „est amer“ wie „est ta mère“ anhört, was soviel wie ein Schimpfwort wäre, das in etwa besagen würde: Der Geschmack des ‚Nivaquine‘ ist deine Mutter. Wer die Frage beantwortet, ohne die Bindungsregel zu beachten, der wird geschlagen, ihm wird vorgeworfen, kein Französisch zu können. Also richtig ausgesprochen oder falsch war man sowieso den Schlägen ausgesetzt. Sie kamen von allen Seiten. Die Gewalt, und wieder die

Gewalt. Als ich in der Klasse 'cinquième' war, gehörte ich auch zu den alten Hasen, die den Neulingen diktierten, was sie zu tun hatten. Mit einer Gruppe meiner Kameraden zogen wir durch die Straße und die Schule. Vor dem Tag der Wiederaufnahme der Schule kaufte ich mir einen Sonnenschirm, von dem ich an dem Tag Gebrauch machte: Ich war als Gruppenführer an der Spitze und durfte von unseren Opfern verlangen, dass über meinem Kopf der Sonnenschirm gehalten werden sollte. Mein Vorschlag fand Anklang bei meiner Gruppe. Cosme, der auch in der Gruppe war, stimmte das Lied der Neulinge an und die anderen sangen mit:

Les gbo n'ont pas de pitié,
Keine Gnade mit den Neulingen,
On les bat...
Sie müssen geschlagen werden...

Zum Rhythmus des Liedes drehte sich der Sonnenschirm über meinem Kopf. Dabei mussten sich die Neulinge abwechseln. Wir näherten uns dem Haupteingang der Schule. Im Schulhof sammelten sich viele wütende Leute. Das war ein Aufstand der Neulinge. Die Nachricht verbreitete sich schnell in der Schule, wonach etwas noch nie Dagewesenes passierte. Der Neuling Leonard weigerte sich einer Gruppe alter Hasen zu gehorchen und leistete dabei unerbittlichen Widerstand. Leonard war ein sehr starker, gut gebauter Schüler und war in der Lage, drei alte Schüler mit seinen Fäusten niederzuzwingen. Die anderen liefen davon. Also schien der Mythos dessen zu fallen, was in der Tradition der Schule bisher als Einweihungszeremonie zu betrachten war. Trotz des Ausmaßes dieses Widerstandes gab einer der alten Hasen nicht auf, nach dem Leitsatz: „Bist du nicht willig, brauche ich Gewalt“. Remy war sein

Name. Er stürzte auf den Boden, als ihn der erste Schlag von Leonard traf. Kaum erholte er sich von diesem Volltreffer, und schon wollte er den ausgerasteten Leonard überraschen, als der Schulleiter rief: „Schluss damit! Ich habe Ihnen mehrmals gesagt, dass die Schule kein Ort für Gewalttäter ist.“ Die Stimme stoppte alles, was sich bewegte. Alle in der Umgebung des Tatortes stehenden Schüler waren auf einmal wie hypnotisiert und schauten in Richtung des sonst schüchternen Schulleiters, der sein Schweigen brach. Der Mann mahnte: „Von nun an darf man gegen andere keine Gewalt anwenden, wer in dieser Schule noch Opfer von Gewalt wird, mag sich beim 'Censeur' melden, damit der Täter angemessen bestraft werden kann.“ Die Neulinge gerieten in Freude und jubelten von allen Seiten. Ich trennte mich schnell von meiner Gruppe und ging nach Hause.

Das war ein relativ guter Anfang für die Neulinge.

Mein Schülerleben in Tokpa-Domè war sehr gemischt. Da unsere Schule ungefähr 10 km von meinem Weiler entfernt war, wohnte ich zur Miete in dem Dorf Tokpa-Domè, wie die anderen aus der Ferne gekommenen Schüler. Ich verbrachte gern meine Zeit in diesem Dorf, um der Feldarbeit, die man als Schüler mit den Eltern in schulfreien Zeiten verrichten musste, zu entkommen. Ich hatte schon ab einer bestimmten Zeit in der Grundschule das Gefühl, dass je mehr es für die Schule zu lernen gab, um so mehr verging einem der Spaß an der Feldarbeit. Nach der Grundschule hatte sich dieses Gefühl noch verstärkt. Ich wollte nicht mehr auf dem Feld meiner Eltern mithelfen. Also vermied ich diese Arbeit auf geschickte Weise, wenn es mir gelang. Da meine Eltern mir jeden Sonntag Proviant und einen bestimmten Geldbetrag für die

Woche gaben, versuchte ich so sparsam zu leben, dass ich nicht schnell wieder ins Dorf musste, wo die Feldarbeit auf mich wartete. Die Sache mit der Feldarbeit war nicht schlecht an sich, denn nur so lernten wir neben der Schule auch einen anderen Beruf. Es kann nicht jeder einfach mit Feldarbeit anfangen, wenn er es will. Es ist eine anstrengende, komplizierte Beschäftigung mit eigenen Regeln. Die meisten Schüler, die mit der Schule aufhören, kehren wieder zur Feldarbeit zurück, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ich war mir dessen bewusst und wollte mich auch nicht ganz von der Tätigkeit meiner Eltern trennen. So half ich ihnen auf dem Feld, wenn die Ferien kamen. Ich machte dies aber sporadisch. Wie mein Vater immer sagte, blieb ich in Verbindung mit der Landwirtschaft, ohne unbedingt Landwirt werden zu wollen.

Anders als in der Grundschule war die als Sekundarstufe I zu betrachtende Schule für mich der ideale Ort zum Lernen. Ich wollte keine Stunde verpassen.

Eigentlich muss der Samstag für die Feldarbeit mit den Eltern reserviert sein. Also sollte ich jeden Freitagabend zu meinen Eltern. Die Arbeit auf dem Feld machte ich nicht mehr gern, und mein Vater wollte auch nicht mehr von mir verlangen, dass ich mich intensiver damit beschäftigte.

Die Schulgebühren wurden in Raten bezahlt. Wer dies nicht rechtzeitig tat, musste damit rechnen, aus der Schule verwiesen zu werden.

Im Gegensatz zur Situation in der Grundschule, wo immer geschlagen wurde, war die Sekundarschule anders, deshalb wollte ich niemals fehlen. Die beste Konkurrenz war es, da zu sein, wenn unterrichtet wurde. Sonst konnte man seinen Platz verlieren als einer

der Klassenbesten. Das Rauswerfen aus der Schule war in der Grundschule die einzige erwünschte Gelegenheit, um der Gewalt der Lehrer in der Schule zu entkommen. Man freute sich jedes Mal, wenn es dazu kommen sollte, ärgerte sich, wenn spekuliert wurde, dass man an einem Tag wegen unbezahlter Schulgebühren von der Schule abgewiesen werden würde, und dies nicht geschah.

In der Sekundarstufe wurde die Schule attraktiver. Ich war immer schulsüchtiger geworden, bis mir eines Tages die Begeisterung für die Schule verging. Das war infolge einer Biologiearbeit. Ich war immer sehr gut in Biologie gewesen. Die Lehrer hatten mich immer den Sitzplatz wechseln lassen, wenn wir eine Arbeit schreiben mussten. Sie fürchteten, dass meine Nachbarn meine gute Arbeit abschreiben könnten, zu Recht. Im Englischen musste ich immer am Schreibtisch des Lehrers sitzen, wenn wir eine Arbeit

schrieben. Mein bester Freund, der auch gern abschrieb, hasste den Lehrer wegen dieser Maßnahme, die für mich auch unangenehm war. Meinen Freund hatte ich wegen dieser Lage fast verloren. Er war sitzengeblieben, und ich hatte für ihn nicht mehr dieselbe Bedeutung, bis er mit der Schule aufhörte.

Kommen wir zurück zum Tag der Unannehmlichkeit in der Sekundarstufe. Ich schrieb eine Klassenarbeit im Fach Biologie mit der Note sehr gut, 18 von 20. Aber darauf war zu sehen: $18/20 - 5 = 13/20$ mit dem Vermerk: Adihou, hören Sie auf, Fatou Ihre Arbeit abschreiben zu lassen. Auf der Arbeit der Schülerin stand: $11/20 - 5 = 6/20$ und der Vermerk: Fatou, hören Sie auf, die Arbeit von Adihou abzuschreiben.

Ich war sauer auf den Biologielehrer, den ich normalerweise mochte, da ich sein Fach auch mochte.

An jenem Tag war ich verzweifelt und fand es nicht richtig, dass ich auch bestraft wurde, denn ich hatte meine Arbeit geschrieben, ohne dabei mit dem schummelnden Angriff meiner Mitschülerin zu rechnen. Ich teilte all meinen Freunden mit, dass ich mit der Schule aufhören wollte. Sie beruhigten mich mit dem Argument, dass die Note nicht für die Endrechnung am Semesterende in Betracht gezogen werden würde, da ich die Wahl haben würde, die schlechteste Note von meinen Noten in dem Fach wegzulassen. Das Argument war nicht schlecht, aber der Lehrer musste nicht so entscheiden. Ich hatte mich trotzdem beruhigt. Böse Zungen meinten aber, dass der Lehrer von der Schülerin etwas wollte und dies auf diese Weise erzwingen wollte. Davon wollte ich nichts wissen. Hier dürfen Lehrer und Schülerinnen nämlich heiraten. Als die Zeit der Rechnung kam, entschied der Lehrer tatsächlich, dass

jeder Schüler seine schlechteste Note weglassen durfte. Das freute mich. Ich ließ die 13 von 20 weg und meine Kameraden schüttelten den Kopf, weil für viele von ihnen meine weggelassene Note ihre beste sein könnte. Eine relative Lage! Der Spaß an der Schule war wieder da.

Als ich im Fach Englisch 20 von 20 als Gesamtnote hatte, sagte mir der Englischlehrer: „Herr Adihou, erlauben Sie mir Minus 1 zu machen. Es ist nicht üblich, dass ein Schüler so gut ist. Ich wollte ihm nicht glauben, aber die Note brauchte ich nicht. Der Spaßmacher der Klasse stand auf und sagte: „Herr Lehrer, das finde ich gerecht, was Sie mit der Note getan haben, ich würde von Gerechtigkeit im engeren Sinne aber erst reden, wenn Sie sparsam vorgehen würden, indem Sie den Überfluss bei Adihou verwenden, um meine schlechte Note zu verbessern, sonst wäre das eine ungerechte Verschwendung von edlen

Dingen.“ Der Lehrer lächelte und antwortete: „Du Spinner, du sollst dich anstrengen, setz dich wieder hin, ehe ich dir 4 Stunden Strafe gebe“. Der Schüler gehorchte. Die ganze Klasse brach in Gelächter aus.

Jenes Jahr war ich der Vize-Leiter der „coopérative scolaire“ der Schule. Hier lernte man Ackerbau, Gärtnerei, handwerkliche Arbeiten und widmete sich kulturellen Veranstaltungen wie Theater u. a. Also war ich derjenige, der in der Schule alles organisierte, was darin bestand, Schülern und Schülerinnen zu zeigen, wie man Ackerbau treibt, strickt, Theaterstücke aufführt usw. Außerdem musste ich alle von Lehrern bestrafte Schüler und Schülerinnen solange kontrollieren, bis diese ihre Strafen regelmäßig abgearbeitet hatten, d. h. ein bestrafte Schüler musste z. B. an einem Tag ohne Schule 4 Stunden lang den Schulhof säubern oder die angebauten Gemüsearten gießen. Das war

eine harte Aufgabe. Ich hatte mir unter den Lehrern sowie unter den Schülern viele Feinde gemacht. Für die Lehrer war ich den Schülern gegenüber zu nett, für einige Schüler war ich der strenge Schulsprecher. Das war keine angenehme Sache. Ich konnte nicht alle zufrieden stellen.

Nach der Mittleren Reife musste ich in die Stadt Ouidah ziehen, mit dem ehemaligen Sklavenverschiffungshafen, da es in Tokpa-Dome keine Sekundarstufe II gab. Ehe ich aber hin durfte, mussten die Lehrer zuvor entscheiden, in welche Fachrichtung ich orientiert werden sollte. Das war eine schwierige Aufgabe, wie mir von einem Lehrer mitgeteilt wurde. Da ich in geisteswissenschaftlichen genauso gut wie in naturwissenschaftlichen Fächern war, fiel den Entscheidern schwer, meine Richtung zu bestimmen.

Diese stritten sich heftig, bis der Schulleiter das letzte Wort sprach.

Auf meinem Zeugnis stand „Serie BG“, also eine naturwissenschaftliche Richtung ab der 11. Klasse.

Jenes Jahr fing ich mit dem naturwissenschaftlichen Zweig an. Einige Wochen später begegnete mir mein ehemaliger Englischlehrer. Dieser fragte mich, was für einen Zweig ich im „CEMG II“ von Ouidah machte. Ich antwortete ihm: „BG“! Er geriet in Wut und forderte mich ironisch auf, all meinen Schulkameraden aus meiner alten Schule auch zu raten, dass sie BG machen sollten. Er wollte mich gern in der „Serie L“ sehen. Ich erklärte ihm, dass doch der Lehrerrat, darunter er selber, die Sache so entschieden hatte. Das reichte ihm nicht. Sein Wunsch war vielleicht, mich als einen seiner Nachfolger zu sehen. Ich selbst hätte dies auch gern so entschieden, wenn ich dies gekonnt hätte. Nach diesem Gespräch fühlte ich mich in einem Dilemma. Ich hätte eigentlich die Sache run-

terschlucken können, nachdem mir mein Zeugnis überreicht worden war. Aber dann erweckte der Lehrer wieder meine Träume. Er war zwar bereit, mir bei dem Wechsel zu helfen. Da ich selbst Englischlehrer werden wollte, hatte ich in Ruhe über die Lage nachgedacht. Wie durch ein Wunder lief in derselben Woche das Gerücht, dass es aufgrund mangelnder Lehrer keine „Serie BG“ mehr geben könnte, und jeder Schüler frei wäre, selbst seine Fachrichtung auszuwählen. Als sich dies bewahrheitete, war ich einer der ersten, die reibungslos wussten, wohin sie von da an gehörten. Ich wechselte dann in die zweite Schule der Stadt, „CEMG I“, wo die Fachrichtung war, die ich machen wollte, „Serie L1“. Das war auch eine Erlösung, denn ich hatte dies frei entschieden. Anders gesagt hatte ich so für meine Zukunft entscheiden können. Auch wieder eine Schule ohne Stock-Gewalt.

Ich erinnere mich jedoch an jenen Tag, an dem es in der 13. Klasse zu einer heftigen Diskussion zwischen einem Schüler und dem Geschichtslehrer gekommen war. Der un-nachgiebige Schüler Charly widersprach dem Lehrer, indem er meinte, dass „le rideau de fer“ nicht mit der „politique du cordon sanitaire“ zu verwechseln sei, da der Lehrer uns lehrte, dass letzteres nach dem Zweiten Weltkrieg gegen die ‘UdSSR‘ betrieben würde. Der Schüler ging in die Stadtbibliothek und kehrte mit einem dicken Geschichtsbuch zurück, um dem Lehrer den Beweis für seine Gegenantwort zu liefern. Der Lehrer wurde zornig, wollte nicht einmal im Werk nachschlagen und ging zum Schulleiter und kehrte mit ihm zurück. Da die beninische „Revolution“ in jenem Jahr noch sehr aktuell war, war es Pflicht, dass Schüler bestimmte „revolutionäre Slogans“ als Begrüßung sagten, jedes Mal wenn ein Lehrer

oder ein Fremder die Klasse betrat. So musste z. B. der Spruch heißen:

Für die Revolution!

Bereit!

Für die Revolution!

Bereit!

Bereit für die Revolution!

Und der Kampf geht weiter.

Das war auch der Fall, als der Lehrer und der Schulleiter eintraten. Zum Schluss fügte der Schulleiter hinzu: „Dans l'ordre et dans la discipline“! Also ein Ruf zur Ordnung. Kein gutes Zeichen für Charly, den Widersacher! Der Schulleiter fragte mit seinem mit Stammeszeichen verzierten Gesicht streng: „Wo ist Houndjo Charly?“

„Der arme Charly“, flüsterte mir meine Nachbarin ins Ohr. Ehe ich mich umdrehte,

um Charly mein Mitleid heimlich auszusprechen, stand er schon auf: „Ich bin es.“

Der Schulleiter ergriff das Wort und fing an, Charly, ohne Verhör, zu verurteilen. Ich dachte mir: „typisch“! Er warnte: „Die Schule ist kein Spielplatz, wo jeder das tut, was er will, mit Ihrer Unhöflichkeit sollten Sie lieber zu Hause bleiben. Sie gehen sofort hinaus und melden sich beim ‚Censeur‘, der wird Ihnen die entsprechende Strafe geben.“

Charly verließ seinen Platz und ging in Richtung Klassentür. „Halt!“ Stoppte ihn der Schulleiter: „Ihre Schuluniform ist auch nicht in Ordnung, das ist nicht die Form, die sie haben sollte, ich meine z. B. den Kragen und die Taschen. Sie müssen auch diese den Vorschriften nach ändern lassen, dann dürfen Sie wieder in die Schule. Jeder Schüler, der ähnliches anhat, muss selbst die Entscheidung treffen, ehe ich mich an die Arbeit machen muss.“ Ich fühlte mich schon angegrif-

fen, denn mein Schulanzug hatte auch irgendwelche Besonderheiten, was die Taschen und den Kragen anbelangte. Also folgte ich Charly. Dann holten uns zwei weitere Schüler ein. Der Schulleiter schimpfte: „Sie, dickköpfige Schüler, gehen Sie schnell aus der Klasse!“ Wir hatten keine andere Wahl als nach Hause zu gehen, nur Charly musste einen Umweg machen, weil er zum „Censeur“ musste. Ich machte erstmals eine Runde zu den „Bonnes Dames.“ Da aß ich erst mein Frühstück, ehe ich mich nachdenklich auf den Weg nach Hause machte. Ich machte mir so viele Sorgen. Ich musste wieder einen neuen Anzug für die Schule nähen lassen, da an der Uniform nichts Veränderbares war. Das Geld für den neuen Anzug musste irgendwo herkommen. Das konnte schon sehr schwierig sein. Etwa 5000FCFA sollte all das schon wert sein. Die größte Überwindung war es, wie ich meine Eltern wieder um

Geld bitten könnte für einen Anzug, dessen Geld ich schon bekommen hatte. Ich hatte sowieso keine Wahl. Aber ehe ich zu meinen Eltern fuhr, war ich bei meinem Schneider, um ihn darum zu bitten, zu versuchen, mein Hemd in die richtige Form umzuwandeln. „Da gibt es nichts zu ändern. Der Schnitt ist nicht zu widerrufen. Sie müssen, mein Herr, etwas Neues nähen lassen.“ Nach diesen Worten des Schneiders war ich mir dessen bewusst, was auf mich zukommen würde. Entweder gehe ich zu meinen Eltern, oder ich versuche ohne den neuen Anzug in die Schule zu kommen. Letzteres versuchte ich, mit Erfolg, nachdem ich schon zweimal in der Schule gefehlt hatte. Aber nach drei Monaten stand die Uniformgeschichte wieder auf der Tagesordnung. Diesmal war es der „Censeur“, der auf die Idee kam, die Uniformarten zu kontrollieren: „Heute wird es kein Pardon geben, ich schmeiße alle raus,

die sich nicht an die Regeln halten. Sie wissen, worum es geht. Die Schuluniformen mit außergewöhnlichen Schnitten gehören nicht hierher. Deshalb müssen sich diejenigen Schüler auf den Nachhauseweg machen, ehe es zu spät ist. Ich will es nicht mehr haben, mich in Zukunft mit solchen Dingen zu beschäftigen. Wer sich hartnäckig zeigt, wird demnächst von mir selbst eine passende Strafe bekommen, die seine Verhaltensnote zum ‚Leiden bringen‘ wird. Verstanden?“ Die „Uniform-Sünder“ nahmen ihre Schultaschen mit, und wir gingen in Richtung Ouidah City. Wir waren nur noch drei, die nach Hause mussten. Robert hatte reiche Eltern und konnte sich schnell einen neuen Anzug anfertigen lassen. Paul scherzte: „Wir kommen nächstes Jahr wieder in diese Schule, und wenn wir Glück haben, sind diese strengen Lehrer mit Uniformgeschichten dann von der Schule verschwunden, durch ihren

natürlichen Tod bzw. eine Versetzung in eine andere Schule.“

„Da kannst du lange warten. Kennst du nicht die Geschichte in dem Werk mit dem Titel ‚Warten auf Godot‘? Das wird ähnlich sein. Ewiges Warten!“, sagte Joseph. Wir lachten. Die Zeit war ernst. Jeder musste seinen eigenen Weg finden. Ich wollte nicht mehr zu meinen Eltern, denn sie hatten schon genug für mich getan. Das Geld fürs Essen, die Miete u. ä. haben sie immer bezahlt und den Anzug haben sie auch finanziert. Wohin nun? Diese Gedanken liefen mir durch den Kopf. Plötzlich rief Paul laut: „Der ‚Censeur‘ ist tot, kehren wir in die Schule zurück!“

„Hör endlich auf mit deinen grausamen Ideen“, erwiderte Joseph. Ich blieb still. Mein Schweigen hatte aber seine Sprache: Ich entschied, nach Cotonou zu fahren, wo meine Tanten und Onkel wohnen, etwa 42

km von Ouidah gelegen. Die Fahrkosten mussten auch sichergestellt werden, falls ich niemanden dort finden würde oder niemand mir zu Hilfe kommen konnte. Also fiel mir eines ein. Mein Fahrrad, dessen vorderer Schlauch platt war, konnte noch repariert werden. Ich erzählte meinen Kameraden, dass ich nach Cotonou musste und verabschiedete mich. Als ich heimkam, ging ich sofort mit dem Fahrrad zur Reparatur. Danach fuhr ich nach Cotonou. Als ich ankam, war ich todmüde. Ich bin wie verrückt gerast. Sowohl die Tanten als auch die Onkel waren nicht zu Hause. Sie waren alle wegen einer Trauerfeier ins Dorf gefahren und würden erst am Spätabend zurückkommen. Ich fühlte mich wie verloren. Ich war entschlossen, bis zu ihrer Rückkehr zu warten. Inzwischen gab mir eine Cousine zu essen. Ich verbrachte fast die ganze Zeit vor dem Tor. Jedes Auto-geräusch erweckte meine ganze Aufmerk-

samkeit. Ich war in der Nacht so müde, dass ich mit dem Warten aufhörte und ins Bett ging. Am folgenden Tag konnte ich alle sehen, ehe sie aus dem Hause gingen. Jeder gab mir das, was er konnte, aber der Löwenanteil kam von meiner Tante, zu der mich alle im Hause schickten, wenn es um Geld ging. Ich ging auf den Markt Dantokpa, den größten Markt Benins, um mir den Stoff für meinen neuen Anzug für die Schule zu kaufen. Danach nahm ich mit meinem Fahrrad ein Sammeltaxi nach Ouidah. Da ließ ich mir eine neue Uniform nähen. Alles dauerte drei Tage, und ich durfte wieder in die Schule. Als ich da war, stellte ich fest, dass ich nicht der erste war, der einen neuen Anzug anhatte. Joseph war schon da. Es fehlte aber unser Freund Paul. Die Schule ging weiter, und niemand ahnte, was mit Paul los sein könnte. Monate waren vergangen, und es fehlte jede Spur von ihm. Das Jahr ging zu Ende, und er

war einfach weg. Obwohl ich von ca. 50 Schülern unter den fünf besten war, war ich bei der Abiturprüfung durchgefallen. Mein Scheitern überraschte viele. Aber es ist üblich hier, dass der beste in der Fachrichtung ‚Serie L1‘ durchfällt. Man kann in seiner Klasse mit sehr guten Noten zeigen, dass man gut ist, aber diese Noten zählen nicht für die Abiturprüfung. Also können Fächer wie ‚Französisch, Philosophie usw.‘, die als Leistungsfächer in der Fachrichtung gelten, schnell Ursache für einen Misserfolg sein. In diesen Fächern muss argumentativ verfahren werden. Am Tag der Korrektur landen die Prüfungsblätter bei fremden Lehrern, die vielleicht über ein bestimmtes Thema eine andere Meinung vertreten. Das reicht, um eine schlechte Note zu bekommen. Das Resultat: viele Schüler fallen durch. Das ist anders bei den Schülern in naturwissenschaftlichen Zweigen, wo Formeln und Lösungen zu

Aufgaben überall gleich sind. Diese bestehen das Abitur in Massen.

Nach meinem Misserfolg wechselte ich in eine andere Schule, und dies mit der Hilfe meines Englischlehrers, der seinen Sohn aus meiner Klasse auch in dieselbe Schule schickte. In der neuen Schule war ich an der Spitze, und es waren auch nicht so viele Schüler. Wir waren, wenn ich mich recht besinne, 17 Schüler. Bei der Abiturprüfung bestanden nur zwei. Ich war dabei. Ich war erleichtert und wollte an der Prüfung zur Aufnahme in die Pädagogische Hochschule ‚ENS‘ teilnehmen. Dann hieß es, es könnte ab diesem Jahr aufgrund der wirtschaftlichen Krise im Lande keine derartige Prüfung geben, und nur die Verwaltungshochschule dürfte noch solche Prüfungen organisieren. Ich wollte keine Verwaltungsschule besuchen, aber ich hatte mir so wie beim Lotto spielen eine Branche ausgewählt: SD (Secré-

tariat de Direction). Leider hatte ich diese Prüfung mit Beschränkung auf vierzehn Studenten bestanden und war damit in eine Sackgasse geraten. Vor Bekanntgabe der Ergebnisse der Prüfung hatte ich mich in der Philosophischen Fakultät einschreiben lassen: Fachbereich Deutsch. Die Lehrveranstaltungen hatten schon begonnen, bevor später die Prüfungsergebnisse bekannt wurden. Ich wollte nicht mehr die Fakultät verlassen, um die Verwaltungsschule zu besuchen, wo mich jeden Monat eine finanzielle Unterstützung vom Staat und ein dreijähriges Studium erwarteten. Danach sollte die Stelle automatisch da sein. Das klang sehr gut. Nur hatte ich keine Lust das zu machen. Das war ein Kampf. Bei meiner Verwandtschaft sowie in meinen Freundeskreisen stieß ich auf herbe Kritik. Schließlich gab ich nach. Ich verließ doch die Fakultät für die Verwaltungsschule, wo ich mich aber verloren fühlte. Zwei bis

drei Wochen konnte ich dort aushalten. Ich erzählte meinen Kommilitonen, dass ich nicht dorthin gehörte, und sie fanden mich verrückt. Die einen erzählten mir, dass sie in diesem Studium die Erfüllung ihrer schönsten Träume sähen. Die anderen hatten lange gewartet, bis sie die Prüfung endlich bestehen konnten. All das war für mich reines Geschwätz. Manchmal machte ich Witze über den Beruf des ‚Secrétaire de Direction‘ als Frauenberuf, da in allen Büchern, in denen die Berufsbezeichnung vorkommt, immer von ‚La parfaite Secrétaire‘ die Rede war. Ich wollte einfach nicht mein ganzes Leben lang solch eine Arbeit machen. Anders gesagt, das ist nicht mein Ding. Mein Traum war es immer, Lehrer zu werden. Nach drei Wochen in der Verwaltungsschule hatte ich es immer schwerer, das Studium dort wegzuschmeißen. Denn es waren einige Fächer, die mich festhielten, wie z. B. Verwaltungsrecht,

Verfassungsrecht, Zivilrecht, Soziologie u. ä. Ich konnte diese nicht einfach aufgeben. Im Gegensatz dazu entwickelte ich bestimmten Fächern gegenüber eine fürchterliche Abneigung. Zu diesen Fächern gehörten vor allem das Maschinenschreiben und die Stenographie. Hier durfte ich nicht einmal fehlen. An der Fakultät ist die Sache mit dem Fehlen lockerer, aber da wollte auch niemand fehlen.

An einem Montagvormittag teilte mir ein Freund von der Fakultät mit, dass die Sachen dort auch anders geworden waren, was die Teilnahme an Prüfungen anbelangte. Es hieß, dass jeder eingeschriebene Student, der nicht regelmäßig die Kurse verfolgte, zu keiner Prüfung zugelassen werden dürfte. Ich geriet in Panik, denn ich wollte möglicherweise die Prüfungen im Fach Deutsch nebenbei ablegen. Ich hatte deshalb meinen Freund Massè darum gebeten, mir seine Kursmaterialien zu

zeigen, damit ich wusste, was ich vorzubereiten hatte. An der Verwaltungsschule näherten wir uns dem Termin für die ersten Prüfungen, die laut Angaben meines Freundes, an denselben Tagen stattfinden sollten wie die an der Fakultät in den Fächern Thème, Version und Contraction. Ich musste mich entscheiden. In der Woche vor der Prüfung entschied ich mich für die Fakultät. Mein Freund an der Verwaltungsschule wollte das nicht hören. Er sagte mir: „Du gehörst in die Verwaltungsschule und nicht in die Fakultät, du kannst sie jederzeit besuchen, aber die Eliteschule ist etwas Besonderes“. Ich lachte und erwiderte: „Der Geistesgestörte wurde auf dem Houndjro-Markt gehohlet: ‚Alles, was sich auf diesem Markt befindet, könnt ihr ohne mich essen‘.“

„Das mag sein, aber das sollst du es dir gut überlegen“, fügte Marcel hinzu. Ich erklärte ihnen, meinem Freund und Marcel, wie ich

mich in der „ENA“ fühlte; dann schienen sie, mich verstanden zu haben.

Ich benutzte die eine Woche vor der Prüfung, um diese vorzubereiten, indem ich die Kurse koptierte und das Lernbare lernte. Ich besuchte auch die letzten Lehrveranstaltungen, um zu zeigen, dass ich zurück war. Ich war begeistert von der Stimmung dort und freute mich, meine Entscheidung frei getroffen zu haben. Ich wollte auch nicht mehr fragen, ob das stimmte, was mir bezüglich der Zulassung zur Prüfung mitgeteilt worden war. Mir war es wichtiger meine Freiheit in meiner Entscheidung in einer kritischen Phase aufrechterhalten zu können. Das Gefühl vom freien Menschen verfolgte mich. Ich genoss es auch, denn der hat aufgehört Mensch zu sein, wer seine Freiheit aufgibt.

Die wenigen Wochen, die ich an der ‚ENA‘ verbrachte, waren unterschiedlich zu beurteilen. Schon an den ersten Tagen hieß es, wie

mir einer meiner Kommilitonen in die Ohren flüsterte: „Hier muss man auf der Hut sein“. Ich fragte mich, warum dies so sein sollte. Ein Feigling war ich auch nicht. Also machte ich mir keine Sorgen. Die vielen Fächer, die wir hatten, waren teils interessant, teils langweilig, am langweiligsten war die STENOGRAPHIE, für mich zumindest. Ich konnte es nicht aushalten, wie die Dozentin dabei mit uns Studenten umging. Wenn ich mich recht besinne, war das immer freitags. Zu Beginn der Lehrveranstaltung fragte sie: „Wer von Ihnen kann an die Tafel?“ Es gab immer einen Freiwilligen, der sich meldete. An jenem Freitag hatte sich mein Freund Orou gemeldet. Er sollte stenographisch einen Satz transkribieren, an den ich mich nicht mehr erinnern kann. Er scheiterte. Der nächste auch. Ich glaubte es besser machen zu können, ging auch stolz an die Tafel, tat mein Bestes. Es half nicht. Die Dozentin ge-

riet in Wut und brüllte: „Sie können nach Hause gehen. Und Sie (sich an mich wendend)! Wie heißen Sie? Ich antwortete: „Adihou“. Dann meinte sie: „Ach ja? Sie wurden dann in Zorn und als Racheakt gezeugt! Kein Wunder!“

Bei diesen Worten unterbrach ich sie, indem ich sie aufforderte, von meinem Sitzplatz aus, sie sollte aufhören, über uns zu lästern. Sie war gewohnt, sich so gemein Studenten gegenüber zu benehmen. Der Höhepunkt war jener Tag. Da ich wusste, dass mein Familienname je nach Art der Betonung auch unterschiedliche Bedeutung haben kann, war es mir klar, dass sie sich so oder so lustig darüber machen wollte. Sie wollte wie jene „wilden Schulkinder“ mich mit meinem Namen beleidigen. Dass mein Familienname nicht leicht auszulegen ist, das weiß ich selbst, aber in jenem Fall wollte jemand über meinen Namen lästern. Wie viele Namen bei

den Aja in Benin, den Ewe in Togo und in Ghana, den Ibo in Südostnigeria usw. in Afrika südlich der Sahara hat mein Name eine geheime Bedeutung, die nur ein Eingeweihter entziffern kann. Die Interpretation solcher Namen bedarf des Rückgriffes auf geschichtliche Hintergründe: Spannungen zwischen zusammenlebenden Menschen.

Dass sich eine „Erzieherin“ traut, sich dem zu entziehen, was „heilig“ ist, kann nicht hingenommen werden. Deshalb ging ich noch weiter als sie, indem ich ihr sagte: „wissen Sie, die 14 Studenten, die Sie hier haben, sind, trotz der strengen Auswahlprüfung, hier erfolgreich gelandet. Das wissen Sie ja, und das allein verdient von Ihrer Seite Respekt uns gegenüber. Zweitens sollte Ihnen auch klar sein, dass jeder hier ein psychisches Wesen ist, das jede Kränkung zur Reaktion führen kann.“ Nach diesen Worten herrschte im ganzen Raum Totenstille. Kein

Wort! Das war für die einen die Beleidigung der Majestät. Eine Gruppe dreier Studenten stand auf und ging zu der Dozentin und flüsterte ihr etwas in die Ohren.

Ich glaubte etwas, das in etwa bedeuten würde: „Er verlässt uns sowieso“. Denn sie wussten alle, dass ich jeden Tag von meinem Vorhaben in die Fakultät zu wechseln erzählte, wobei sie mir immer davon abzuraten versuchten.

Die Dozentin wechselte einige Worte mit den Studenten, die später zu mir kamen, um mir vorzuwerfen, sie vor allen Studenten bloßgestellt zu haben. Ich zeigte aber keine Reue. Eines ist in dieser Schule klar, wo über alles die Höflichkeit und Häufigkeit stehen: wer sich mit der Lehrkraft auf diese Art anlegt, wird am Ende des akademischen Jahres auf jeden Fall sitzenbleiben, deshalb traute sich keiner zu meckern, wenn die Dozenten „brüllten“. Ich hatte dieses Gesetz gebro-

chen. Damit musste die Dozentin leben. Ich weiß, dass ich solche Aktionen durchführe, nur wenn ich den Eindruck gewinne, dass mein Menschsein in Gefahr gerät.

In Schulen hören Menschen nicht auf, Menschen zu sein, um später wieder Menschen zu werden, wenn sie dann ihre Interessen sichergestellt haben. Also soll die Würde des Menschen auch in der Schule unantastbar bleiben. Nach diesem Zwischenfall schlug ich den Weg in die Fakultät ein. Viele bedauerten den Wechsel, aber ich nicht, und dies bis heute. Ich wollte und will nicht als Sekretär arbeiten, mag das auch immer konnotativ Sekretär in Führungsposition heißen oder nicht. Was mir immer am Herzen liegt, ist als Dozent zu arbeiten. Vielleicht brauche ich selber irgendwann eine Sekretärin.

Die Lage an der philosophischen Fakultät war auch nicht einwandfrei. Ich meine an der ganzen Uni war in den 80-90er Jahren die

Spannung sehr hoch: mal zwischen Studenten und Lehrkräften, mal zwischen Lehrkräften und Regierung, mal zwischen Studenten und Regierung, genauer gesagt der Polizei bzw. dem Militär und Studenten. Diese Konstellation bestimmte die Stimmung an der Universität. Die meisten Spannungsträger an der Université Nationale du Bénin waren die Forderungen der Studenten: die Erhöhung der Zahl der Verkehrsmittel für die Studenten sowie die Errichtung neuer Räume bzw. Hörsäle. Was die Lehrkräfte angeht, geht es meistens der Regierung gegenüber um Prämienenerhöhung sowie die Anerkennung ihrer eigentlichen Berufsklassen. Die Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Regierung gingen über die Universitätsverwaltung hinaus und führten meistens zum Eingreifen der Gendarmen, Soldaten sowie Polizisten, die den „wilden Studenten“ das

Handwerk legen sollten, wenn sie manchmal drohten, auf Behörden zu marschieren.

Dabei kam es meistens zu Ausschreitungen, wobei es manchmal Verletzte gab. Einmal wollte ich auch meinen Beitrag zum Thema am schwarzen Brett anbringen. Da waren schon Polizisten an der Uni, wo sie Wache gegen die „Unruhestifter“ hielten. Ich hatte in meiner Tasche einen Zettel, dessen Inhalt die korrupte Regierung kritisierte und sie aufforderte, die Stipendien umgehend an die Hauptnutzer zu zahlen, ehe wir, die „wilden Studenten“, auf den Straßen von Cotonou und zum Regierungssitz marschierten. Die Polizisten stoppten mich. Ich war auf meinem Moped. Als sie mich fragten, was ich noch an der leeren Uni zu suchen hatte, antwortete ich, dass ich nur sehen wollte, ob der Unterricht an der Uni wieder aufgenommen war. Darauf ließen sie mich weiterfahren. Das war eine große Falle, der ich entkam. Ich

verschwand irgendwo an der Universität mit meinem Mofa, klebte schnell mein Flugblatt an eine Wand und lief davon, ehe mich ein Bulle auf frischer Tat ertappen konnte. Das war mir gelungen und die Uni blieb für ein paar Tage wegen Unruhen zu.

Die Stipendien werden in Benin nur an Studenten vergeben, die bestimmte Leistung nachweisen bzw. erbringen können. Also nicht die Armut der Studenten bestimmt die Vergabe der Unterstützung. Sowohl für Studenten aus reichen, als auch die aus armen Familienkreisen, die die erforderlichen Bedingungen erfüllen, gelten die Stipendien. Also bekommt ein Student „monatlich“ einen bestimmten Betrag je nachdem, ob er eine Hochschule mit Aufnahmeprüfung nach dem Abitur besucht oder ob er an der Fakultät eine bestimmte Note nach dem ersten Studienjahr erreicht. Die Stipendien werden so oft wie der Regen in der Wüste fällig.

Dies führt meistens zu Krawallen, die manchmal politisiert werden, so dass man nicht genau wissen kann, wofür die einen oder die anderen kämpfen. Ich erinnere mich an einen Rektor der Université Nationale du Bénin, der sich weigerte, sich die Forderungen der Studenten anzuhören, die vor dem Rektorat standen. Er wurde von empörten Studenten einfach „wie ein Schaf“ aus seinem Büro rausgeschleppt und vor dem Eingang des Gebäudes dazu genötigt, sich die Forderungen anzuhören. Dies geschah. Und zum Schluss fragten sie ihn, ob alles wohl in seine Ohren gegangen sei, ehe sie ihn losließen.

Daraufhin legten die Dozenten ihre Arbeit nieder als Protest gegen das Unwesen, das die Studenten getrieben hatten. Ihre Forderungen waren genau und sehr hart: Keine Wiederaufnahme der Uni vor dem Rauswurf der identifizierten Studentenfürher.

Also diesmal galt der Streik den Studenten. Das Disziplinarverfahren hatte Monate gedauert, ehe die „Täter“ unterschiedlich bestraft wurden: Die einen erhielten 15 Jahre und die anderen über 20 Jahre Hochschulverbot. Angemessen hart! Es lief damals das Gerücht umher, dass die Studenten, die sich solchen Aktionen widmeten, nicht „ohne Fahnen handelten“: Ihnen wurde meistens vorgeworfen, den Deckmantel des „PCD“ (Parti Communiste du Dahomey), des Erzfeindes der beninischen „Sozialisten“, zu tragen. Eines ist wohl klar: Wenn politische Bewegungen auf der Universität ihren Nährboden finden, soll das auch nicht bedeuten, dass alle Studenten, die derart streiken, als Anhänger einer politischen Partei zu betrachten sind. Viele wollten sich einfach satt essen.

Die unbezahlten Stipendien, die meistens von Politikern für andere Privatzwecke be-

nutzt werden, reizten die Unzufriedenheit der Studenten, die versuchten, sich an den Behörden zu rächen.

Ich nahm gern an Demonstrationen teil, die eine rasche Zahlung von Stipendien und die Errichtung von neuen Hörsälen bzw. von Räumen an der Universität forderten. Viele Studenten gingen ins Bett, ohne sich satt gegessen zu haben. Ich erinnere mich daran, dass wir zuhause bei einigen Dozenten Unterricht hatten. Das gefiel weder den Studenten noch den Dozenten.

Das Geld ist aber immer irgendwo: Vermutlich auf Konten in der Schweiz oder in die Errichtung schöner Häuser in europäischen Hauptstädten investiert. Das irritiert.

Obwohl ich nicht wusste, wo sich politisch engagierte Studenten einquartierten, hatte ich einmal im Laufe einer Demonstration, den von der Polizei meist gesuchten Studenten mit meinem Mofa mitgenommen und war

mit ihm durch die Stadt gerast, nachdem er mich angesprochen und gebeten hatte: „Kannst du mich retten, ich bin tot, wenn sie mich erwischen.“ Ich kannte ihn von der Fakultät und wusste auch, dass er, wie es in Zeitungen stand, monatelang in den 80er Jahren wegen studentisch-politischen Aktivitäten in Haft war und misshandelt worden war. Allokpa ist sein Name. Mein Einsatz war spontan und ich wollte einfach einem Studenten aus der Schlinge helfen. Ich war zwar gegen die Politik der damaligen Regierung, aber nur als Individuum.

Das Studentenleben kann sehr hart sein, sogar wenn es immer einen gibt, der die Rolle des guten Samariters übernimmt: Dieser kann ein Oheim, ein Bruder, eine Tante oder manchmal ein Freund der Familie sein. Das erinnert mich an meinen Freund Aliou, der in der Universitätsstadt Cotonou Unterkunft bei einem Freund seiner Familie für die ganze

Zeit des Studiums fand. In jener Zeit betrug die Miete etwa 6.000FCFA. Nicht jeder konnte sich das leisten. Also war diese Hilfsbereitschaft von Herrn Zodzi meinem Freund gegenüber sehr wichtig.

Diejenigen Studenten, die niemanden in Cotonou und in den Vororten haben, müssen sich schon ein Zimmer oder eine Wohnung mieten. Da hat man es aber schwer. Denn d.h. die Miete, das Geld für das Essen, für Bücher und das für die Uni-Busfahrkarten müssen von irgendwo herkommen. Also setzen viele Stipendiaten auf das Stipendium, das sporadisch gezahlt wird, nur wenn die Studenten auf die Straße gehen, um es zu reklamieren. Da die meisten Studenten schon vor solchen Demonstrationen von Vermietern sowie Nahrungsmittelverkäufern unter Druck gesetzt werden, ist bei ihnen die Adrenalinquote so hoch, dass sie alles, was aus ihrer Sicht nach „Regierung riecht“ zu

durchbrechen suchen. Sie dulden es auch nicht, dass andere Nicht-Stipendiaten sich der Bewegung entziehen, um weiter Vorlesungen zu hören, während gestreikt wird. So kommt es manchmal unter Studenten zu heftigen Auseinandersetzungen oder Ausschreitungen, die als grausam zu bezeichnen sind. Solch eine Stimmung wird noch giftiger, wenn irgendwelche politischen Forderungen dahinter stehen.

Da meistens die Verspätung bei der Zahlung der Stipendien auf eine organisierte Vetternwirtschaft zurückzuführen ist, erschüttern die Streiks staatliche Institutionen: Rücktritte werden verlangt, wie z. B. von der Leitung des Studentenwerkes, des Erziehungsministers und manchmal des Staatsoberhauptes, alles in allem von allen, die als korrupte Wesen beschimpft werden. Unter solchen Umständen reagieren die Behörden unterschiedlich. Entweder versuchen sie, schnell das Bö-

se im Keim zu ersticken, indem sie durch die Anordnung der Auszahlung der Stipendien, die Studenten zur Ruhe bringen, oder sie sind skrupellos und gehen hart gegen die Studenten vor, indem sie auf diese „Sicherheitskräfte“ gehetzt werden. Es kommt bei Zusammenstößen dazu, dass von beiden Seiten einige Federn lassen: Tote Studenten, verletzte Polizisten, in Brand gesetzte Polizeiwagen.

Die Uni gilt also als Pulverfass, wo die Stimmung immer angespannt ist.

Von dort geht das Böse sowie das Gute hervor, und die Gesellschaft wird manchmal von dort aus gelenkt.

Nennenswert sind die Bewegungen, die zu entscheidenden Umwälzungen in den 80er und Anfang der 90er Jahre führten. Wenn heute in Benin von Demokratie die Rede ist, ist dies auch teilweise als Werk der Studenten zu betrachten, die einst von Stipendienforderungen ausgingen und bei politischen

Forderungen landeten, die, von anderen gesellschaftlichen Kräften unterstützt, den Fall des marxistisch-leninistischen sozialistischen „Baobab“ hervorgerufen hatten.

Der Alltag an der Uni spielte sich auch intern ab. Auch in der Fakultät gab es unantastbare Geister: Es ging um solche Dozenten, denen keine Fragen gestellt werden durften. In meiner Abteilung gab es welche, die es nicht mochten, dass Studenten über die von ihnen gegebenen Kurse Fragen stellten. Als Neuling an der Universität konnte man ja mit den alten Hasen ins Gespräch kommen. So konnte mir Norbert erzählen, wie „unantastbare Dozenten“ Studenten das Leben schwer machten: „Ihr Gebot lautet, bleibe als Studierender brav, indem du mir keine Frage stellst.“

Ich war sehr neugierig und wollte schon wissen, was ich dann machen würde, wenn Unklarheiten beim Unterrichten vorkamen. Er

begegnete meiner Frage mit der Antwort: „Wenn du hier in Ruhe, ich meine ohne Schwierigkeiten studieren und deinen Fähigkeiten nach erfolgreich sein möchtest, dann lege dich einfach nicht mit den Dozenten an“. Solche Sprüche reizten mich schon. Ich warf einen Blick auf die Kommilitonen und stellte fest: Da sitzen nur reife Frauen und Männer. Alle waren über 20. Ich war auch keine Ausnahme. Aber warum sollten wir den Mund halten, wenn etwas zu sagen war. Das war für mich zu schwer zu verstehen. Nachdem der Dozent die „akademische Verspätung“ absolviert hatte, kam er uns begrüßend in den Raum. Ich habe mich sofort gewundert, warum solch einer sich über Erklärungsfragen ärgern würde. Ich hoffte, alles würde bei ihm so klipp und klar sein, dass es sich nicht lohnen würde, dass noch Fragen gestellt würden. Wie jeder andere, verfolgte ich die Vorlesung und schrieb die mir wich-

tig erscheinenden Punkte auf. Plötzlich schien mir doch eine Stelle unklar. Der Kurs war über den Dreißigjährigen Krieg und es ging um den „Winterkönig“ der Pfalz. Im Kurs hatte der Dozent einen anderen Namen mit dem des Königs verwechselt, den ich auch schon mal gehört hatte. Ich konnte ihn nicht im Laufe des Kurses unterbrechen. Aber am Ende wollte ich von ihm wissen, ob der Winterkönig wirklich Heinrich heißt. Er beantwortete meine Frage nicht, stattdessen fing er an zu meckern, indem er sagte: „Studenten, Studenten, Sie wollen immer erklärt bekommen, was schon so klar ist, wollen Sie mir sagen, dass Sie die Antwort wirklich nicht wüssten?“ Ich traute mich noch mal, mich zu Wort zu melden, und sagte einfach: „Im Ernst“. Dann erwiderte er: „Da müssen Sie schon selbst im Geschichtsbuch nachschlagen, so viel Zeit habe ich nicht, noch Fragen?“ Keiner traute sich. Er brach auf.

Mein lieber Norbert näherte sich mir ganz langsam und sagte: „Na du, hatte ich dir doch gesagt, und wie stehen jetzt die Sachen, du wirst schon sehen, was aus deinen Noten bei ihm werden wird“. Ich lachte und sagte: „Das glaube ich nicht, er wird mir doch die Note geben, die meine Klausuren wert sind“

„Mal sehen“! Sagte Norbert. Das war im ersten Studienjahr. Ich stellte fest, dass doch viele Dozenten nichts gegen das Fragenstellen hatten. Die meisten mochten es sogar, dass man so viele Fragen stellte, dass es keine dunklen Stellen mehr im Kurs gab. Im Laufe jenes Jahres schrieben wir ein paar Arbeiten. Zu meinem Erstaunen hatte ich bei der „beleidigten Leberwurst“ immer eine Standardnote, egal wie gut oder schlecht die Arbeit war. Das gefiel mir nicht, aber ich wollte nicht mehr fragen, warum das so war. Meine Fragen sparte ich eher für den Verlauf

der Kurse. Die Standardnoten haben mich nicht daran gehindert, dem Dozenten immer wieder Fragen zu stellen, wenn es sein musste. Erschreckend war aber, wenn er ab und zu hören ließ, dass er unser Leben in seinen Händen hätte.

Ich hatte immer gesehen, wie ängstlich sich viele Studenten vor ihm benahmen. Eines Tages ärgerte er sich über die Gerüchte, wonach dem Leiter der Abteilung die Geschichte über seinen „Leitsatz“ erzählt worden wäre. Er wollte wissen, wer von uns die Sache so weit getrieben hatte. Paul stand auf und meldete sich zu Wort: „Sie haben uns genug gefoltert und jetzt reicht es. Warum müssen Sie uns immer mit der Vergabe schlechter Noten drohen, wenn wir nicht den Mund halten“? Der Dozent kam zur Vernunft und sagte: „Wenn Sie mit mir Probleme haben, können Sie sich an mich persönlich wenden, und nicht an einen Dritten, der nichts mit der Sa-

che zu tun hat. Das ist bedauerlich“. Ich traute mich wieder, mich zu Wort zu melden. Als ich aufstehen wollte, zog mich Norbert runter und sagte, ich sollte still bleiben. Ich hörte nicht auf ihn. Ich ergriff das Wort und sagte: „Ich habe mir die Studenten-Dozenten Beziehung anders vorgestellt als das, was sich hier abspielt. Ich verstehe auch nicht, warum Sie uns immer Angst machen müssen. Wir sind hier, um von dem zu profitieren, was Sie an Wissen haben und dies in einer friedlichen Atmosphäre, aber dies ist nicht der Fall, ich bitte Sie darum, dass Sie Ihre Methoden ändern“. Es war still im Raum. Der Dozent ergriff wieder das Wort und fing an, in alle Richtungen zu schimpfen: „Wenn Sie nicht bereit sind, meine Lehrveranstaltungen zu besuchen, können Sie damit aufhören, niemand muss; ich weiß, dass es auch Kollegen gibt, die Studenten auf Dozenten hetzen. Wenn dies der Fall ist,

dann sind sie zum Scheitern verdammt“. Niemand verstand, was er wieder vorhatte; und so meldete sich keiner mehr zu Wort. Er machte seinen Kurs und verschwand aus dem Raum. Die Studenten beschlossen, dem Rektor einen Protestbrief zu schreiben, der besagte, dass wir die Lehrveranstaltungen des Dozenten nicht mehr besuchen wollten, also eine „Scheidungserklärung. Den Brief hatten nur die Studenten geschrieben, die sich nicht gern direkt mit dem Dozenten auseinandersetzten. Fast alle Anwesenden hatten den Brief unterzeichnet, mein Freund Soli auch. Das Schreiben erreichte den Rektor und löste eine heftige Diskussion unter den Dozenten aus. Unser lieber unerwünschter Dozent glaubte immer noch, dass einige seiner Kollegen uns Studenten dazu gebracht hätten, gegen ihn so etwas zu unternehmen. Tage später warf uns ein Dozent vor, Unruhe im

Hause zu stiften, indem solch ein Brief geschrieben wurde.

Die Sache mit dem „Scheidungsbrief“ ging so weit, dass der Lehrer nicht mehr an der Uni tätig sein konnte, zumindest für unsere ganze Studienzeit, etwa vier Jahre an der Fakultät. Jahrelang boykottierten Studenten der Abteilung seine Vorlesung. Von Mund zu Mund wussten die neuen Studenten auch von der Geschichte und traten in die Fußstapfen der Fortgeschrittenen. Gerüchten zufolge, und mag das auch wahr sein, konnte der Dozent für die ganze Zeit doch seine Gehälter bei der Staatskasse beziehen. Am Ende hat uns all das für den Dozenten noch leidgetan. Eigentlich wollten wir nur erreichen, dass uns niemand beim Studieren droht.

Der Mangel an Räumlichkeiten an der Universität von Cotonou führte dazu, dass viele Kurse auch in Porto-Novo, der eigentlichen Hauptstadt, stattfanden, wo sich die Pädago-

gische Hochschule ENS (Ecole Normale Supérieure) befindet.

Der Weg dorthin ist auch nicht einfach. Da die Stadt ca. 32 km weit von Cotonou entfernt ist, wurden den Studenten Busse zur Verfügung gestellt. Wir Germanistikstudenten hatten dort freitags Vorlesungen in Übersetzungsfächern wie z. B. „Thème“ oder „Version“, und man musste sich früh auf den Weg machen, um auf den Bus an der Haltestelle zu warten. An der Haltestelle durften eigentlich nur Studenten sein. Außerdem musste jeder auch seine Fahrkarte bereithalten, im Zweifelsfall musste auch der Student seinen Studentenausweis zeigen, ehe man seine Ruhe hatte. Es ergab sich, dass manchmal auch Nicht-Studenten mitfahren, um in Porto-Novo Schmuggelgeschäfte zu treiben. Porto-Novo liegt im Grenzgebiet zwischen Nigeria und Benin, und der Schmuggel von Produkten wie z. B. Benzin

floriert sehr gut dort. Aboki, einer der Studenten, war sehr bekannt für den Handel mit Benzin. Seine Komplizen zogen auch Nutzen aus dem Geschäft. Ab und zu gab es Polizeikontrollen auf der Strecke, da geriet alles außer Kontrolle. Aboki wurde nervös und schimpfte rum. Sein Kapital war in Gefahr, wenn die Polizei die Benzinkanister beschlagnahmte. Aber meistens gab es einen friedlichen Ausgang. Dieser Ausgang ist und soll der Traum jeder Gesellschaft bleiben.

**More
Books!** 



yes
I want morebooks!

Buy your books fast and straightforward online - at one of the world's fastest growing online book stores! Environmentally sound due to Print-on-Demand technologies.

Buy your books online at
www.get-morebooks.com

Kaufen Sie Ihre Bücher schnell und unkompliziert online – auf einer der am schnellsten wachsenden Buchhandelsplattformen weltweit!
Dank Print-On-Demand umwelt- und ressourcenschonend produziert.

Bücher schneller online kaufen
www.morebooks.de

OmniScriptum Marketing DEU GmbH
Bahnhofstr. 28
D - 66111 Saarbrücken
Telefax: +49 681 93 81 567-9

info@omniscrptum.com
www.omniscrptum.com

OMNIScriptum 